

HABEN ODER SEIN

von Erich Fromm

VOM HABEN ZUM SEIN

- I. Der Unterschied zwischen Haben und Sein
- II. Das Haben – ein Produkt gesellschaftlicher Bedingungen
- III. Merkmale von Haben und Sein
 1. Lieben
 2. Sicherheit und Unsicherheit
 3. Lernen
 4. Erinnern
 5. Gespräch
 6. Lesen
 7. Ausübung von Autorität
 8. Wissen
 9. Glaube
 10. Existenz
 11. Gewalt und Rebellion
 12. Askese und Gleichheit
 13. Das Sein
 14. Aktives Sein
 15. Aktivität (Sein) und Passivität (Haben)
 15. Sein als Realität
 17. Der Wille zu geben, zu teilen und zu opfern
 18. Freude und Vergnügen
 19. Hier und Jetzt – Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft
 20. Angst vor dem Sterben

**Was und wie viel der Mensch *ist*
und nicht, was und wie viel er *hat*,
bestimmt seinen wahren Wert.**

Haben-Modus = besitzen, horten und behalten wollen (Geld, Erfolg, Dinge, Status, Wissen, Macht, Gefühle, Gedanken, Tiere, Menschen) => Oberflächlichkeit, Eitelkeit, Gier und Geiz als Hauptimpulse des Menschen

Sein-Modus = geben, teilen, Anteil nehmen und Verantwortung übernehmen wollen (Grosszügigkeit, Aufmerksamkeit, Interesse, Opferbereitschaft, Tiefgründigkeit in Gefühlen und Gedanken, echte Freude, Genuss und Leidenschaft) => Intensität, Güte und Tiefe in allen Regungen des Menschen

Beispiel Haben-Modus: A hält einen Vortrag. Seine Gefühle, Gedanken und Handlungen zielen darauf ab, dass die Leute eine gute Meinung von ihm und seinem Wissen haben. Sein Ziel ist es, dass er am Ende jeden von sich und vom Inhalt des Vortrages überzeugt hat. Im Zentrum seines Vortrages steht seine eigene Person und der (persönliche oder wirtschaftliche) Erfolg, den er durch den Vortrag haben soll.

Beispiel Sein-Modus: B hält ebenfalls einen Vortrag. Seine Gefühle, Gedanken und Handlungen zielen darauf ab, sein Wissen mit anderen zu teilen, ihnen neue Impulse zu geben, die sie für sich anwenden und weiter entwickeln können. Sein Ziel ist es, dass am Ende jeder mit einer Fülle neuer Gedanken bereichert ist, die er nach seinem Ermessen für sich umsetzen kann. Im Zentrum seines Vortrages steht die Prämisse, der Kern seines Vortrages, den er an andere wirkungsvoll weitergibt.

VOM HABEN ZUM SEIN

I. Der Unterschied zwischen Haben und Sein

Die relevantesten Beispiele für das Sein ohne das Haben – mit anderen Worten für Freude ohne das Verlangen zu besitzen findet man in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Ein Mann und eine Frau mögen einander aus vielen Gründen anziehen: wegen ihrer Grundhaltung, ihres Geschmacks, ihrer Ideen, ihres Temperaments, ihrer gesamten Persönlichkeit; doch nur bei jenen, die *haben* müssen, was ihnen gefällt, wird diese Zuneigung gewohnheitsmäßig das Verlangen nach sexuellem Besitz erwecken. Diejenigen, in denen der Seinsmodus ausschlaggebend ist, werden die bloße Gesellschaft eines Mannes oder einer Frau genießen und auch erotisch anziehend finden können, ohne sie oder ihn »pflücken« (haben) zu müssen. Der Habentypus möchte den Menschen, den er liebt oder bewundert, *besitzen*. (Dies kann man im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern und unter Freunden beobachten.) Beide Partner wollen den anderen zur ständigen und alleinigen Verfügung haben (für andere Menschen in ihrem Leben interessieren sie sich kaum oder nur bei Abwesenheit des Partners) und begnügen sich nicht allein damit, die Nähe des Partners zu genießen; deshalb sind sie auf andere eifersüchtig, die den gleichen Menschen »haben« wollen. Jeder klammert sich an den anderen wie ein Schiffbrüchiger an eine Planke. Beziehungen, die wesentlich besitzorientiert sind, sind bedrückend, belastend, voll von Eifersucht und Konflikten. Im Liebesakt an sich hat die Natur gleichsam den Prototyp - oder das Symbol - gemeinsam erlebter Lust geschaffen, wenn es sich auch empirisch nicht immer um geteilte Lust handelt. Häufig sind die Partner so narzisstisch, selbstbezogen und possessiv, dass man bestenfalls von *gleichzeitiger*, aber nicht von *geteilter Lust* sprechen kann. Freude ist nicht die Ekstase, das Feuer des Augenblicks, sondern die Glut, die dem Sein innewohnt.

Allgemeiner gesprochen ist im Habenmodus das Verhältnis zwischen den Menschen durch Rivalität, Antagonismus und Furcht gekennzeichnet. Das antagonistische Element innerhalb der Habenbeziehung rührt her von deren Natur: Wenn Haben die Basis meines Identitätsgefühls ist, weil »ich bin, was ich habe«, dann muss der Besitzwunsch zum Verlangen führen, viel, mehr, am meisten zu haben. Mit anderen Worten, *Habgier* ist die natürliche Folge der Habenorientierung. Es kann die Habgier des Geizigen, die Habgier des Profitjägers oder die Habgier des Schürzenjägers sein. Was auch immer seine Gier entfacht, er wird nie genug haben, er wird niemals »zufrieden« sein. Im Gegensatz zu körperlichen Bedürfnissen wie Hunger, bei denen es physiologisch bedingte Grenzen gibt, ist die *psychische* Gier - und jede Gier ist psychisch, selbst wenn sie über den Körper befriedigt wird - unersättlich, da die innere Leere und Langeweile, die Einsamkeit und die Depression, die sie eigentlich überwinden soll, selbst durch die Befriedigung der Gier nicht beseitigt werden können. Da man das, was man hat, auf die eine oder andere Weise einbüßen kann, muss man außerdem ständig mehr haben wollen, um sein Leben vor dieser Gefahr zu schützen. Wenn jeder mehr möchte, muss jeder die bösen Absichten seiner Nachbarn fürchten, ihm wegzunehmen, was er hat; um solchen Angriffen vorzubeugen, muss man selbst stärker und aggressiver werden. Da die Produktion, so groß sie auch sein mag, niemals mit *unbegrenzten* Wünschen Schritt halten kann, muss zwischen den Individuen im Kampf um den größten Anteil Konkurrenz und Zwietracht herrschen. Und selbst wenn ein Stadium absoluten Überflusses erreicht werden könnte, würde der Kampf weitergehen. Wer von der Natur mit schwächerer Gesundheit und geringerer Attraktivität, mit weniger Gaben und Talenten ausgestattet wäre, würde die anderen, die »mehr« haben, bitter beneiden. Dass der Habenmodus und die daraus resultierende Habgier zwangsläufig zu Feindseligkeiten und Kampf zwischen den Menschen führen, gilt sowohl für Völker als auch für einzelne Menschen. Denn solange die Völker aus Menschen bestehen, deren hauptsächliche Motivation das Haben und die Gier ist, werden sie notwendigerweise Krieg führen. Es ist unvermeidlich, dass sie einem anderen Volk neiden, was dieses hat, und versuchen, das, was sie begehren, durch Krieg, ökonomischen Druck und Drohungen zu bekommen. Hauptsächlich werden sie diese Methoden gegen schwächere Völker anwenden, und sie werden Bündnisse mit anderen Staaten schließen, um stärker zu sein als ein stärkeres Volk, das angegriffen werden soll. Sogar wenn nur eine leidliche Chance besteht zu gewinnen, wird ein Volk Krieg führen, nicht weil es ihm wirtschaftlich schlecht geht, sondern weil das Vergangene, mehr zu haben und zu erobern, tief im Habenmodus verwurzelt ist.

II. Das Haben – ein Produkt gesellschaftlicher Bedingungen

Solange jeder mehr haben will, müssen sich zwischenmenschliche Konflikte, müssen sich gesellschaftliche Klassen herausbilden, muss es Klassenkampf und – global gesehen – internationale Kriege geben. Habgier und Frieden schliessen einander aus.

Die Entwicklung des Wirtschaftssystems in unserer Gesellschaft wurde nicht mehr durch die Frage: *Was ist gut für den Menschen?* bestimmt, sondern durch die Frage: *Was ist gut für das Wachstum des Systems?* Die Schärfe dieses Konflikts versuchte man durch die These zu verschleiern, dass alles, was dem Wachstum des Systems (oder auch nur eines einzigen Konzerns) diene, auch das Wohl der Menschen fördere. Dieses Konstrukt wurde durch eine Hilfskonstruktion abgestützt, wonach genau jene menschlichen Qualitäten, die das System benötigte - Egoismus, Selbstsucht und Habgier - dem Menschen angeboren seien; sie sind somit nicht dem System, sondern der menschlichen Natur anzulasten. Gesellschaften, in denen Egoismus, Selbstsucht und Habgier nicht existieren, wurden als »primitiv«, ihre Mitglieder als »kindlich« abqualifiziert. Man weigerte sich zuzugeben, dass diese Merkmale nicht *natürliche* Triebe sind, die von der Industriegesellschaft benötigt werden, sondern das *Produkt* gesellschaftlicher Bedingungen. Die industrielle Gesellschaft verachtet die Natur ebenso wie alles, was nicht von Maschinen hergestellt wurde - und alle Menschen, die keine Maschinen produzieren (die farbigen Rassen, seit neuestem mit Ausnahme der Japaner und Chinesen). Die Menschen sind heutzutage fasziniert vom Mechanischen, von der mächtigen Maschine, vom Leblosen, Roboterhaften und in zunehmendem Maß von der Zerstörung. Und zum ersten Mal in der Geschichte hängt somit das *physische Überleben der Menschheit von einer radikalen Veränderung des Herzens ab (vom Habenwollen zum Seinwollen)*. Diese ist jedoch nur in dem Maße möglich, in dem drastische ökonomische und soziale Veränderungen eintreten, die dem Einzelnen die Chance geben, sich zu wandeln, und den Mut und die Vorstellungskraft, die er braucht, um diese Veränderung zu erreichen. Denn wenn wir von der Realität lebender Menschen und ihrem Lieben, Hassen und Leiden ausgehen, dann gibt es kein Sein, das nicht gleichzeitig ein Werden und Sich-Verändern ist. Lebende Strukturen können nur sein, indem sie werden, können nur existieren, indem sie sich verändern. Wachstum und Veränderung sind inhärente Eigenschaften des Lebensprozesses.

III. Merkmale von Haben und Sein

Da wir in einer Gesellschaft leben, die sich vollständig dem Besitz- und Profitstreben verschrieben hat, sehen wir selten Beispiele der Seinsorientierung, und die meisten Menschen sehen die auf das Haben gerichtete Existenz als die natürliche, ja faktisch die einzig denkbare an. All das macht es besonders schwierig, die Eigenart der Seinsorientierung zu verstehen. Denn die Formel des modernen Menschen lautet: Ich bin, was ich *habe*.

Die folgenden einfachen Beispiele aus dem täglichen Leben sollen es dem Leser erleichtern, die Erfahrungsbereiche des Habens und des Seins mit seiner eigenen Erlebniswelt in Beziehung zu bringen.

1. Lieben

Auch Lieben hat in der Haben- und in der Seinsmentalität zwei Bedeutungen. Kann man Liebe *haben*? Wenn man das könnte, wäre Liebe ein Ding, eine Substanz, mithin etwas, das man besitzen kann. Die Wahrheit ist, dass es kein solches Ding »Liebe« gibt. »Liebe« ist eine Abstraktion; vielleicht eine Göttin oder ein fremdes Wesen, obwohl niemand je diese Göttin gesehen hat. In Wirklichkeit gibt es nur den *Akt des Liebens*. Lieben ist eine produktive Aktivität, es impliziert, für jemanden (oder etwas) zu sorgen, ihn zu kennen, auf ihn einzugehen, ihn zu bestätigen, sich an ihm zu erfreuen - sei es ein Mensch, ein Baum, ein Bild, eine Idee. Es bedeutet, ihn (sie, es) zum Leben zu erwecken, sein (ihr) Lebensgefühl zu steigern; es ist ein sich selbst erneuernder und intensivierender Prozess. Wird aber Liebe im Habenmodus erlebt, so bedeutet das Besitzansprüche, Kontrollierenwollen; sie ist erwürgend, lähmend, erstickend, tötend statt belebend. Was als Liebe *bezeichnet* wird, ist meist ein Missbrauch des Wortes, um die Wahrheit des Nichtliebens zu verbergen. Es ist eine immer noch offene Frage, wie viele Eltern ihre Kinder lieben. Die Berichte über Grausamkeit gegenüber Kindern, vom physischen bis zu psychischen Quälereien und von Vernachlässigung und krasser Possessivität bis zum Sadismus, die wir in Bezug auf die letzten zwei Jahrtausende westlicher Geschichte besitzen, sind so schockierend, dass man geneigt ist zu glauben, liebevolle Eltern seien die Ausnahme, nicht die Regel. Für die Ehe gilt das gleiche: ob sie auf Liebe beruht oder, wie traditionelle Ehen, auf gesellschaftlicher Konvention und Sitte - Paare, die einander wirklich lieben, scheinen die Ausnahme zu sein. Gesellschaftliche Zweckdienlichkeit, Tradition, beiderseitiges ökonomisches Interesse, gemeinsame Fürsorge für Kinder, gegenseitige Abhängigkeit oder Furcht, gegenseitiger Hass werden bewusst als »Liebe« erlebt - bis zu dem Augenblick, wenn einer oder beide erkennen, dass sie einander nicht lieben und nie liebten.

Heute kann man in dieser Hinsicht einen gewissen Fortschritt feststellen: die Menschen sind nüchterner und realistischer geworden und viele verwechseln sexuelle Anziehung nicht mehr mit Liebe, noch halten sie eine freundschaftliche, aber distanzierte Teambeziehung für ein Äquivalent von Liebe. Diese neue Einstellung hat zu größerer Ehrlichkeit - und zu häufigerem Partnerwechsel geführt; sie hat keine größere Häufigkeit des Liebens, weder mit den neuen noch mit den alten Partnern bewirkt. Der Wandel vom Beginn des »Verliebtseins« bis zur Illusion, Liebe zu »haben«, kann oft an konkreten Details anhand der Geschichte von Paaren verfolgt werden, die sich verliebt haben. (In *Die Kunst des Liebens* habe ich darauf hingewiesen, dass der Begriff »falling in love« ein Widerspruch in sich selbst ist. Da Lieben eine produktive Aktivität ist, kann man nur in Liebe stehen oder gehen, aber nicht »fallen«, da sich darin Passivität ausdrückt.) In der Zeit der Werbung ist sich einer des anderen noch nicht sicher; sie suchen einander zu gewinnen. Sie sind lebendig, attraktiv, interessant und sogar schön - da Lebendigkeit ein Gesicht immer verschönt. Keiner *hat* den anderen schon, also wendet jeder seine Energie darauf, zu sein, das heißt zu geben und zu stimulieren. Häufig ändert sich mit der Eheschließung die Situation grundlegend. Der Ehevertrag gibt beiden das exklusive Besitzrecht auf den Körper, die Gefühle, die Zuwendung des anderen. Niemand muss mehr gewonnen werden, denn die Liebe ist zu etwas geworden, das man besitzt, zu einem Eigentum. Die beiden lassen in ihrem Bemühen nach, liebenswert zu sein und Liebe zu erwecken, sie werden langweilig und ihre Schönheit verschwindet. Sie sind enttäuscht und ratlos. Sind sie nicht mehr dieselben? Haben sie von Anfang an einen Fehler gemacht? Gewöhnlich suchen sie die Ursache der Veränderung beim anderen und fühlen sich betrogen. Was sie nicht begreifen, ist, dass sie beide nicht mehr die Menschen sind, als die sie sich ineinander verliebten; dass der Irrtum, man könne Liebe *haben*, bewirkte, dass sie aufhörten zu lieben. Sie arrangieren sich nun auf dieser Ebene und statt einander zu lieben, besitzen sie gemeinsam, was sie haben: Geld, gesellschaftliche Stellung, ein Zuhause, Kinder. Die mit Liebe beginnende Ehe verwandelt sich so in einigen Fällen in eine freundschaftliche Eigentümergemeinschaft, in der zwei Egoisten sich vereinen: die »Familie«. In anderen Fällen sehnen sich die Beteiligten weiterhin nach dem Wiedererwachen ihrer früheren Gefühle und der eine oder andere gibt sich der Illusion hin, dass ein neuer Partner seine Sehnsucht erfüllen werde. Sie glauben, nichts weiter als Liebe zu wollen. Aber Liebe ist für sie ein Idol, eine Göttin, der sie sich unterwerfen wollen, nicht ein Ausdruck ihres Seins. Sie scheitern zwangsläufig, denn »Liebe ist ein Kind der Freiheit« (wie es in einem alten französischen Lied heißt), und die Anbetter der Göttin Liebe versinken schließlich in solche Passivität, dass sie langweilig werden und verlieren, was von früherer Anziehungskraft noch übrig war.

Diese Feststellungen schließen nicht aus, dass die Ehe der beste Weg für zwei Menschen sein kann, die einander lieben. Die Problematik liegt nicht in der Ehe als solcher, sondern in der possessiven existentiellen Struktur beider Partner und, letzten Endes, der Gesellschaft, in der sie leben. Die Befürworter moderner Formen des Zusammenlebens, wie Gruppenehe, Partnertausch, Gruppensex etc., versuchen, soweit ich das sehen kann, nur, ihre Schwierigkeiten in der Liebe zu umgehen, indem sie die Langeweile mit ständig neuen Stimuli bekämpfen und die Zahl der Partner erhöhen, statt einen wirklich zu lieben.

2. Sicherheit und Unsicherheit

Sich nicht vorwärts zu bewegen, zu bleiben, wo man ist, zu regredieren, kurz, sich auf das zu verlassen, was man hat, ist eine sehr große Versuchung, denn was man *hat*, kennt man; man fühlt sich darin sicher, man kann sich daran festhalten. Wir haben Angst vor dem Schritt ins Ungewisse, ins Unsichere, und vermeiden ihn deshalb; denn obzwar der *Schritt* nicht gefährlich erscheinen mag, *nachdem* man ihn getan hat, so scheint doch vorher, was sich daraus ergibt riskant und daher Angst erregend. Nur das Alte, Erprobte ist sicher oder wenigstens scheint es das zu sein. Jeder neue Schritt birgt die Gefahr des Scheiterns, und das ist einer der Gründe, weshalb der Mensch die Freiheit fürchtet. Natürlich ist das »Alte und Gewohnte« in jedem Lebensstadium etwas anderes. Als Säugling haben wir nur unseren Körper und die Brust der Mutter (ohne zunächst zwischen beiden unterscheiden zu können). Dann beginnen wir uns in der Welt zu orientieren, wir beginnen uns einen Platz in der Welt zu schaffen, wir beginnen Dinge *haben* zu wollen. Wir *haben* Mutter, Vater, Geschwister, Spielsachen, später »erwerben« wir Wissen, haben einen Arbeitsplatz, eine gesellschaftliche Stellung, eine Frau, Kinder und sogar eine Art Leben nach dem Tode durch den Erwerb einer Begräbnisstätte, einer Lebensversicherung und durch einen »Letzten Willen«, das Testament. Trotz dieser Sicherheit des Habens bewundern wir aber jene Menschen, die eine Vision von etwas Neuem haben, die neue Wege bahnen, die den Mut haben, voranzuschreiten. In der Mythologie verkörpert der *Held* symbolisch diese Existenzform. Der Held ist ein Mensch, der den Mut hat, zu verlassen, was er hat – sein Land, seine Familie, sein Eigentum - und in die Fremde hinauszuziehen, nicht ohne Furcht, aber ohne ihr zu erliegen. In der buddhistischen Tradition ist Buddha der Held, der all seinen Besitz aufgibt, jegliche Gewissheit, die ihm die Hindutheologie bietet, seinen Rang, seine Familie, und einen Weg geht, der zur Freiheit von aller Gier führt. Abraham und Moses sind solche Heldengestalten in der jüdischen Tradition. Der christliche Held ist Jesus, der nichts hat und - in den Augen der Welt - nichts ist, doch aus überquellender Liebe zu allen Menschen handelt. Die Griechen haben weltliche Helden, deren Ziel der Sieg, die Befriedigung ihres Stolzes und Eroberung ist. Doch wie die religiösen Helden wagen Herkules und Odysseus sich hinaus, ohne sich von den Risiken und Gefahren abschrecken zu lassen, die ihrer warten. Auch der Held im Märchen entspricht dem gleichen Ideal: Er verlässt die Heimat, drängt vorwärts und kann die Unsicherheit ertragen. Wir bewundern diese Helden, weil wir im Tiefsten fühlen, dass ihr Weg auch der unsere sein sollte - wenn wir ihn einschlagen könnten. Aber da wir Angst haben, glauben wir, dass wir es nicht können und dass nur der Held es kann. Der Held wird zu einem Idol; wir übertragen auf ihn unsere Fähigkeit, voranzuschreiten, und dann bleiben wir, wo wir sind, denn »wir sind keine Helden«.

Diese Überlegungen könnten so verstanden werden, dass es zwar bewundernswert, aber im Grunde verrückt und gegen das eigene Interesse ist, ein Held zu sein. Das stimmt jedoch keinesfalls. Die Vorsichtigen, die Besitzenden wiegen sich in Sicherheit, doch notwendigerweise sind sie alles andere als sicher. Sie sind abhängig von ihrem Besitz, ihrem Geld, ihrem Prestige, ihrem Ego - das heißt von etwas, das sich außerhalb ihrer selbst befindet. Aber was wird aus ihnen, wenn sie verlieren, was sie haben? Und in der Tat gibt es nichts, was man haben und nicht auch verlieren kann. Am offenkundigsten natürlich Besitz, und damit gewöhnlich auch Stellung und Freunde – und man kann jeden Augenblick sein Leben verlieren, irgendwann verliert jeder es unausbleiblich. *Wer bin ich, wenn ich bin, was ich habe, und dann verliere, was ich habe?* Nichts als ein besiegter, gebrochener, erbarmenswerter Mensch, Zeugnis einer falschen Lebensweise. Ibsen ist mit seinem Peer Gynt eine überzeugende Darstellung eines solchen egozentrischen Menschen gelungen. Peer ist nur von sich erfüllt; in seinem extremen Egoismus glaubt er, *er selbst* zu sein, da *er* ein »Bündel von Begierden« ist. Am Ende seines Lebens erkennt er, dass er aufgrund dieser Habenstruktur seiner Existenz nie *er selbst* gewesen ist, dass er wie eine Zwiebel ohne Kern ist, ein Unfertiger, der nie *er selbst* war.

Die Angst und Unsicherheit, die durch die Gefahr entsteht, zu verlieren, was man hat, existiert im Seinsmodus nicht. Wenn *ich bin*, *wer ich bin* und nicht, was ich *habe*, kann mich niemand berauben oder meine Sicherheit und mein Identitätsgefühl bedrohen. Mein Mittelpunkt ist in mir selbst -die Fähigkeit zu sein und meine essentiellen Kräfte auszudrücken, ist Teil meines Charakters und hängt von mir ab. Dies gilt für die normalen Lebensumstände und natürlich nicht für extreme Situationen wie Krankheiten mit unerträglichen Schmerzen, Folter oder andere Fälle, in denen die meisten Menschen ihrer Fähigkeit zu sein beraubt sind. Während beim Haben das, was man hat, sich durch Gebrauch verringert, nimmt das Sein durch die Praxis zu. (Der »brennende Dornbusch«, der sich nicht verzehrt, ist das biblische Symbol für dieses Paradox.) Die Kräfte der Vernunft, der Liebe, des künstlerischen und intellektuellen Schaffens - alle wesentlichen Fähigkeiten wachsen, wenn man sie ausübt. Was man gibt, verliert man nicht, sondern im Gegenteil, man verliert, was man festhält. Im Seinsmodus liegt die einzige Bedrohung meiner Sicherheit in mir selbst: im mangelnden Glauben an das Leben und an meine produktiven Kräfte; in regressiven Tendenzen; in innerer Faulheit, in der Bereitschaft, andere über mein Leben bestimmen zu lassen. Aber diese Gefahren sind nicht *inhärent* im Sein, so wie die Gefahr des Verlusts *inhärent* im Haben ist.

3. Lernen

Studenten, die aufs Haben hin orientiert sind, hören einer Vorlesung zu, indem sie auf die Worte hören, ihren logischen Zusammenhang und ihren Sinn erfassen und so vollständig wie möglich alles in ihr Notizbuch aufschreiben, so dass sie sich später ihre Notizen einprägen und eine Prüfung ablegen können. Aber sie denken nicht über den Inhalt nach, sie nehmen nicht dazu Stellung, das Gebotene wird nicht Bestandteil ihrer eigenen Gedankenwelt, es bereichert und erweitert diese nicht. Sie pressen das, was sie hören, in starre Gedankengerüste oder ganze Theorien, die sie speichern. Inhalt und Student bleiben einander fremd, außer dass jeder dieser Studenten zum Eigentümer bestimmter, von einem anderen getroffenen Feststellungen geworden ist (die dieser entweder selbst geschaffen hat oder aus anderen Quellen schöpfte). Diese Studenten haben nur ein Ziel: das »Gelernte« festzuhalten, entweder indem sie es ihrem Gedächtnis einprägen oder indem sie ihre Aufzeichnungen sorgsam hüten. Sie brauchen nichts Neues zu schaffen oder hervorzubringen; der »Habentypus« fühlt sich in der Tat durch neue Ideen oder Gedanken über sein Thema eher beunruhigt, denn das Neue stellt die Summe der Informationen in Frage, die er bereits hat. Für einen Menschen, für den das Haben die Hauptform seiner Bezogenheit zur Welt ist, sind Gedanken, die nicht leicht kategorisiert werden können, furchterregend, wie alles, was wächst, sich verändert und sich somit der Kontrolle entzieht.

Für Studenten im »Seinsmodus« hat der Lernvorgang eine völlig andere Qualität. Zunächst einmal gehen sie zu der Vorlesung, selbst der ersten einer Reihe, nicht als *tabula rasa*. Sie haben über die Thematik, mit der sich der Vortrag beschäftigt, schon früher nachgedacht; es beschäftigen sie bestimmte Fragen und Probleme. Sie haben sich mit dem Gegenstand schon auseinandergesetzt und dieser interessiert sie. Statt passives Auffangbecken für Worte und Gedanken zu sein, *hören sie zu* und *hören nicht bloß*; sie *empfangen* und *reagieren* auf aktive und produktive Weise. Was sie hören, regt ihre eigenen Denkprozesse an; Fragen formulieren sich, neue Ideen resultieren, neue Perspektiven zeichnen sich ab. Der Vorgang des Zuhörens ist ein lebendiger Prozess; der Student nimmt die Worte des Lehrers auf und reagiert spontan auf das Gehörte. Er hat nicht bloß Wissen erworben, das er nach Hause tragen und auswendig lernen kann. Jeder Student ist betroffen und verändert worden: Jeder ist nach dem Vortrag ein anderer als davor. Diese Art des Lernens kann nur vorherrschen, wenn der Vortrag anregendes Material enthielt. Auf leeres Gerede kann man nicht lebendig reagieren und tut besser daran, nicht zuzuhören, sondern sich auf seine eigenen Gedanken zu konzentrieren.

4. Erinnern

Erinnern kann sowohl im Haben- als auch im Seinsmodus erfolgen. Die beiden Formen des Erinnerns unterscheiden sich im Wesentlichen durch die Art der Verbindung, die man herstellt. Im Habenmodus des Erinnerns ist die Verbindung völlig *mechanisch*, wie es der Fall ist, wenn sich die Verbindung zwischen zwei Worten durch häufige gleichzeitige Verwendung einschleift. Oder es kann sich um Assoziationen handeln, die auf rein *logischen* Zusammenhängen beruhen, wie im Falle von Gegensatzpaaren, konvergierenden Begriffen oder Verbindungen aufgrund von Zeit, Raum, Größe und Farbe oder aufgrund der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Gedankensystem. Im Seinsmodus ist es das *aktive Tun*, mit dem man sich Worte, Gedanken, Anblicke, Bilder und Musik ins Bewusstsein zurückruft. Zwischen dem einzelnen Faktum, das man sich vergegenwärtigen will, und vielen anderen Fakten, die damit zusammenhängen, werden Verbindungen hergestellt. Im Seinsmodus werden die Verbindungen nicht in mechanischer oder rein logischer, sondern in lebendiger Weise hergestellt. Jeder Begriff wird mit einem anderen durch einen produktiven Akt des Denkens (oder Fühlens) verbunden, der einsetzt, wenn man nach dem richtigen Wort sucht. Ein einfaches Beispiel: Wenn ich das Wort »Schmerzen« oder »Aspirin« mit dem Wort »Kopfschmerzen« assoziiere, dann bewege ich mich in logischen, konventionellen Bahnen. Wenn ich dagegen an »Stress« oder »Ärger« denke, verbinde ich das betreffende Faktum mit möglichen Ursachen, auf die ich gekommen bin, weil ich mich mit dem Phänomen beschäftigt habe. Diese Art des Erinnerns ist an und für sich selbst ein Akt des produktiven Denkens. Das bemerkenswerteste Beispiel für diese lebendige Art des Erinnerns sind Freuds »freie Assoziationen«. Wer nicht in erster Linie am Speichern als solchem interessiert ist, wird feststellen, dass sein Gedächtnis, um gut zu funktionieren, eines starken und unmittelbaren *Interesses* bedarf.

So haben zum Beispiel Leute die Erfahrung gemacht, dass sie sich in Notlagen, in denen es lebenswichtig war, ein bestimmtes Wort zu wissen, an Ausdrücke in vergessenen geglaubten Fremdsprachen erinnerten. Ich kann aus eigener Erfahrung berichten, dass ich, obwohl ich nie über ein besonders gutes Gedächtnis verfüge, mich an den Traum eines Menschen, den ich analysiert habe, erinnere, ob dieser nun zwei Wochen oder fünf Jahre zurückliegt, sobald ich den Betreffenden vor Augen habe und mich auf seine ganze Persönlichkeit konzentriere. Fünf Minuten früher, gleichsam aus dem Stand, wäre es mir dagegen unmöglich gewesen, den Traum zu erinnern. Im Seinsmodus impliziert Erinnern, etwas ins Leben zurückzurufen, was man einmal gesehen oder gehört hat. Jeder kann diese produktive Art des Erinnerns vollziehen, wenn er versucht, sich den Anblick von Gesichtern und Landschaften ins Gedächtnis zu rufen, die er einmal gesehen hat. Das Gesicht oder die Landschaft taucht nicht augenblicklich vor dem geistigen Auge auf. Es muss wiedererschaffen, zum Leben erweckt werden. Das ist nicht immer leicht. Voraussetzung ist, dass ich das Gesicht oder die Landschaft einmal mit genügender Konzentration betrachtet habe, um sie mir deutlich ins Gedächtnis rufen zu können. Wenn diese Art des Erinnerns voll gelingt, ist die Person, deren Gesicht ich mir ins Gedächtnis rufe, in voller Lebendigkeit präsent, die Landschaft so gegenwärtig, als habe man sie wirklich vor sich. Typisch dafür, wie man sich im Habenmodus an ein Gesicht oder eine Landschaft erinnert, ist die Art und Weise, wie die meisten Menschen ein Photo betrachten. Das Photo dient ihrem Gedächtnis nur als Stütze, um einen Menschen oder eine Landschaft zu identifizieren. Ihre Reaktion auf das Bild ist etwa: »Ja, das ist er«, oder »Ja, da war ich«. Das Photo wird für die meisten zu einer *entfremdeten* Erinnerung. Eine weitere Form entfremdeten Erinnerns ist, wenn ich mir aufschreibe, was ich im Gedächtnis behalten möchte. Indem ich es zu Papier bringe, erreiche ich, dass ich die Information *habe* - ich versuche nicht, sie meinem Gehirn einzuprägen. Ich bin meines Besitzes sicher, es sei denn, ich verliere die Aufzeichnungen und damit auch das zu Erinnernde. Meine Erinnerungsfähigkeit hat mich verlassen und meine Notizen - eine Datenbank - spielen die Rolle eines veräußerlichten Teils von mir. Angesichts der Unmenge von Daten, die der moderne Mensch im Gedächtnis behalten muss, ist es unmöglich, ganz ohne Notizen und Nachschlagewerke auszukommen. Ein alltägliches Beispiel ist der Verkäufer. Kaum ein Verkäufer macht noch eine einfache Addition von zwei oder drei Posten im Kopf; sofort wird eine Maschine bemüht. Dass das Aufschreiben die Erinnerungsfähigkeit vermindert, ist am leichtesten und besten jeweils an der eigenen Person zu beobachten. Trotzdem sind vielleicht einige Beispiele von Nutzen. Lehrer können bei den Schülern, die jeden Satz gewissenhaft mitschreiben, beobachten, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach weniger verstehen und sich an weniger erinnern als die Schüler, die auf ihre Fähigkeit vertrauen, zu verstehen und zu behalten, zumindest das Wesentliche. Musikern ist es bekannt, dass diejenigen, denen es am leichtesten fällt, vom Blatt zu spielen, größere Schwierigkeiten haben, sich Musik ohne Partitur zu merken. (Toscanini ist ein gutes Beispiel für einen Musiker des Seinsmodus; sein außerordentliches musikalisches Gedächtnis war von Kurzsichtigkeit begleitet.) Ich habe in Mexiko beobachtet, dass Analphabeten und Menschen, die wenig schreiben, ein weit besseres Gedächtnis haben als die lese- und schreibkundigen Bürger der Industriestaaten; eine Tatsache unter mehreren, die vermuten lässt, dass die Kunst des Lesens und Schreibens keinesfalls nur zum Segen ist, wie behauptet wird, speziell wenn sie dazu dient, Dinge zu lesen, durch die die Erlebnisfähigkeit und die Phantasie verkümmern.

5. Gespräch

Im Gespräch wird der Unterschied zwischen den zwei Grundhaltungen rasch deutlich. Nehmen wir eine typische Unterhaltung zwischen zwei Männern, in der A die Meinung X *hat* und B die Meinung Y. Jeder kennt die Ansicht des anderen mehr oder weniger genau. Beide identifizieren sich mit ihrer Meinung. Worauf es ihnen ankommt, ist, bessere, d. h. treffendere Argumente zur Verteidigung ihres eigenen Standpunktes vorzubringen. Keiner denkt daran, seine Meinung zu ändern oder erwartet, dass der Gegner dies tut. Sie fürchten sich davor, von ihrer Meinung zu lassen, da diese zu ihren Besitztümern zählt und ihre Aufgabe somit einen Verlust darstellen würde. Bei einem Gespräch, das nicht als Debatte gedacht ist, verhält sich die Sache etwas anders. Wer hat nicht schon einmal die Erfahrung gemacht, mit einem Menschen zusammenzutreffen, der bekannt oder berühmt oder auch durch persönliche Qualitäten ausgezeichnet ist, oder einem Menschen, von dem man etwas bekommen möchte, einen guten Job oder Liebe und Bewunderung? Viele sind unter diesen Umständen nervös und ängstlich und »bereiten sich vor« auf die wichtige Begegnung. Sie überlegen sich, welche Themen den anderen interessieren könnten, sie planen im Voraus die Eröffnung des Gesprächs, manche konzipieren die ganze Unterredung, soweit es ihren Part betrifft. Mancher macht sich vielleicht Mut, indem er sich vor Augen hält, was er alles hat: seine früheren Erfolge, sein charmantes Wesen (oder seine Fähigkeit, andere einzuschüchtern, falls dies mehr Erfolg verspricht), seine gesellschaftliche Stellung, seine Beziehungen, sein Aussehen und seine Kleidung. Mit einem Wort, er veranschlagt im Geiste seinen Wert und darauf gestützt bietet er nun im Gespräch seine Waren an. Wenn er dies sehr geschickt macht, wird er in der Tat viele Leute beeindrucken, wiewohl dies nur zum Teil seinem Auftreten und weit mehr der mangelnden Urteilsfähigkeit der meisten Menschen zuzuschreiben ist. Der weniger Raffinierte wird mit seiner Darbietung nur geringes Interesse erwecken; er wird hölzern, unnatürlich und langweilig wirken.

Im Gegensatz dazu steht die Haltung des Menschen, der nichts vorbereitet und sich nicht aufplustert, sondern spontan und produktiv reagiert. Ein solcher Mensch vergisst sich selbst, sein Wissen, seine Position; sein Ich steht ihm nicht im Wege; und aus genau diesem Grund kann er sich voll auf den anderen und dessen Ideen einstellen. Er gebiert neue Ideen, weil er nichts festzuhalten trachtet. Während sich der »Habenmensch« auf das verlässt, was er hat, vertraut der »Seinstypus« auf die Tatsache, dass er ist, dass er lebt und dass etwas Neues entstehen wird, wenn er nur den Mut hat, loszulassen und zu antworten. Er wirkt im Gespräch lebendig, weil er seine Spontaneität nicht durch ängstliches Pochen auf das, was er hat, abwürgt. Seine Lebendigkeit ist ansteckend, und der andere kann dadurch häufig seine Ichbezogenheit durchbrechen. Die Unterhaltung hört auf, ein Austausch von Waren (Informationen, Wissen, Status) zu sein und wird zu einem Dialog, bei dem es keine Rolle mehr spielt, wer recht hat. Die Duellanten beginnen, miteinander zu tanzen und sie trennen sich voll Freude, statt im Gefühl des Triumphs oder im Gefühl, Pech gehabt zu haben, was beides gleich steril ist. (Bei einer Analyse ist der wesentlichste therapeutische Faktor diese belebende Qualität des Therapeuten. Die ausführlichsten Deutungen werden wirkungslos sein, wenn die therapeutische Atmosphäre schwer, unlebendig und langweilig ist.)

6. Lesen

Was für das Gespräch gilt, trifft gleichermaßen für das Lesen zu, das eine Zwiesprache zwischen Autor und Leser ist oder sein sollte. Natürlich ist es beim Lesen (ebenso wie beim Gespräch) wichtig, »was« ich lese (oder mit wem ich rede). Einen kunstlosen, billig gemachten Roman zu lesen, ist eine Form des Tagträumens. Es gestattet keine produktive Reaktion, der Text wird geschluckt wie eine belanglose Fernsehsendung oder die Kartoffelchips, die man gedankenlos beim Zuschauen isst. Einen Roman von Balzac kann man dagegen produktiv und mit innerer Anteilnahme, das heißt im Seinsmodus lesen. Doch auch solche Bücher werden wahrscheinlich meist in einer Konsumhaltung - in der Haltung des Habens -gelesen. Da seine Neugier erregt ist, will der Leser die Handlung wissen, will erfahren, ob der Held stirbt oder am Leben bleibt, ob sich das Mädchen verführen lässt oder nicht. Der Roman ist in diesem Fall eine Art Vorspiel, das ihn erregt, der glückliche oder unglückliche Ausgang ist der Höhepunkt. Wenn er das Ende weiß, *hat* er die ganze Geschichte, fast so wirklich, als habe er in seinen eigenen Erinnerungen gewählt. Aber er hat keine Erkenntnisse gewonnen; er hat seine Einsicht in das Wesen des Menschen nicht vertieft, indem er die Romanfigur erfasste, noch hat er natürlich etwas über sich selbst gelernt. Auch für philosophische oder historische Werke gilt die gleiche Unterscheidung.

Die Art - oder Unart - wie man ein philosophisches oder historisches Buch liest, ist ein Resultat der Erziehung. Die Schule ist bemüht, jedem Schüler eine bestimmte Menge an »Kulturgütern« zu vermitteln, und am Ende seiner Schulzeit wird ihm bescheinigt, dass er zumindest ein Minimum davon *hat*. Es wird ihm deshalb beigebracht, ein Buch so zu lesen, dass er die Hauptgedanken des Verfassers wiedergeben kann. Auf diese Weise »kennt« er Plato, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Leibniz und Kant bis hin zu Heidegger und Sartre. Die verschiedenen Bildungsstufen von der Oberschule bis zur Hochschule unterscheiden sich vornehmlich hinsichtlich der Menge des vermittelten Bildungsgutes, das etwa im Verhältnis zur Menge des materiellen Besitzes steht, über den der Schüler im späteren Leben wahrscheinlich verfügen wird. Als hervorragend gilt jener Schüler, der am genauesten wiederholen kann, was jeder der einzelnen Philosophen gesagt hat. Er gleicht einem gut beschlagenen Museumsführer. Was er nicht lernt, ist das, was über diese Wissenshamsterei hinausgeht. Er lernt nicht, die Philosophen in Frage zu stellen; mit ihnen zu reden, gewahr zu werden, dass sie sich selbst widersprechen, dass sie bestimmte Probleme ausklammern und manche Themen meiden; er lernt nicht unterscheiden zwischen Meinungen, die sich dem Verfasser aufdrängten, weil sie zu seiner Zeit als »vernünftig« galten, und dem Neuen, das er beitrug; er spürt nicht, wann der Autor nur seinen Verstand sprechen lässt und wann Herz und Hirn beteiligt sind; er merkt nicht, ob der Autor authentisch oder ein Schaumschläger ist - und vieles andere. Der Leser mit der Seinseinstellung kann dagegen zu der Überzeugung gelangen, dass selbst ein hochgelobtes Buch mehr oder weniger wertlos ist. Vielleicht versteht er auch ein Buch manchmal besser als der Autor selbst, dem alles, was er schrieb, wichtig erschien.

7. Ausübung von Autorität

Ein weiteres Beispiel für die Divergenz der beiden Existenzformen ist die Ausübung von Autorität. Der springende Punkt ist, ob man Autorität *hat* oder eine Autorität *ist*. Fast jeder übt in irgendeiner Phase seines Lebens Autorität aus. Wer Kinder erzieht, muss, ob er will oder nicht, Autorität ausüben, um das Kind vor Gefahren zu bewahren und ihm zumindest ein Minimum an Verhaltensratschlägen für bestimmte Situationen zu geben. In einer patriarchalischen Gesellschaft sind für die meisten Männer auch Frauen Objekte der Autoritätsausübung. In einer bürokratischen, hierarchisch organisierten Gesellschaft wie der unseren verfügen die meisten Mitglieder über Autorität, mit Ausnahme der untersten Schicht, die Objekte der Autorität sind. Um den Begriff Autorität in der Haben- und der Seinsorientierung zu verstehen, müssen wir uns vor Augen halten, dass dieser Begriff sehr weit ist und zwei völlig verschiedene Bedeutungen hat: »rationale« und »irrationale« Autorität. Rationale Autorität fördert das Wachstum des Menschen, der sich ihr anvertraut, und beruht auf Kompetenz. Irrationale Autorität stützt sich auf Machtmittel und dient zur Ausbeutung der ihr Unterworfenen. (Ich habe diese Unterscheidung in *Die Furcht vor der Freiheit* erörtert.) In den primitivsten Gesellschaften, denen der Jäger und Sammler, übt derjenige Autorität aus, dessen Eignung für die jeweilige Aufgabe allgemein anerkannt ist. Auf welchen Qualitäten diese Eignung beruht, hängt weitgehend von den Umständen ab: Im Allgemeinen zählen in erster Linie Erfahrung, Weisheit, Großzügigkeit, Geschicklichkeit, »Präsenz« und Mut. In vielen dieser Stämme gibt es keine permanente Autorität, sondern nur im Bedarfsfalle, oder es gibt verschiedene Autoritäten für verschiedene Anlässe: Krieg, religiöse Riten, Streitschlichtung. Mit dem Verschwinden oder der Abnahme der Eigenschaften, auf welchen die Autorität beruht, endet diese. Eine sehr ähnliche Form von Autorität ist bei vielen Primaten zu beobachten, bei denen nicht unbedingt physische Kraft, sondern oft Eigenschaften wie Erfahrung und Weisheit Kompetenz verleihen, hat in einem ausgeklügelten Experiment mit Affen nachgewiesen, dass die Autorität des dominierenden Tieres endet, sobald es, wenn auch nur vorübergehend, die Qualitäten einbüßt, die seine Kompetenz ausmachen.)

Autorität, die auf dem Sein beruht, basiert nicht nur auf der Fähigkeit, bestimmte gesellschaftliche Funktionen zu erfüllen, sondern gleichermaßen auf der Persönlichkeit eines Menschen, der ein hohes Maß an Selbstverwirklichung und Integration erreicht hat. Ein solcher Mensch strahlt Autorität aus, ohne drohen, bestechen oder Befehle erteilen zu müssen; es handelt sich einfach um ein hochentwickeltes Individuum, das durch das, was es ist - und nicht nur, was es tut oder sagt - demonstriert, was der Mensch sein kann. Die großen Meister des Lebens waren solche Autoritäten, aber in geringerer Vollkommenheit sind sie unter Menschen aller Bildungsgrade und der verschiedensten Kulturen zu finden. Dies ist ein zentraler Punkt des Erziehungsproblems. Wären die Eltern selbst entwickelter und ruhten in ihrer eigenen Mitte, gäbe es kaum den Streit um autoritäre oder Laisser-faire-Erziehung. Das Kind reagiert sehr willig auf diese Seinsautorität, da es sie braucht; es rebelliert dagegen, von Leuten gezwungen oder vernachlässigt zu werden, die erkennen lassen, dass sie selbst nicht geleistet haben, was sie vom heranwachsenden Kind verlangen. Mit der Entstehung von Gesellschaften, die auf hierarchischer Ordnung basieren und viel größer und komplexer sind als die der Jäger und Sammler, wird die Autorität aufgrund von Kompetenz durch die Autorität aufgrund von sozialem Status abgelöst. Das bedeutet nicht, dass die jetzt gültige Autorität notwendigerweise inkompetent ist, es bedeutet nur, dass Kompetenz keine notwendige Voraussetzung für sie ist. Ob wir es mit monarchistischer Autorität zu tun haben, bei der die Lotterie der Gene über die Befähigung zum Herrschen entscheidet, oder mit einem skrupellosen Verbrecher, der sich durch Heimtücke oder Mord in eine Machtposition aufschwingt, oder, wie so häufig in der modernen Demokratie, mit Autoritäten, die aufgrund ihrer photogenen Erscheinung oder des Geldes, das sie für ihre Wahl ausgeben können, gewählt werden - in allen diesen Fällen dürften Kompetenz und Autorität in keinem oder kaum einem Verhältnis zueinander stehen. Aber selbst in Fällen, in denen sich Autorität aufgrund einer gewissen Kompetenz etabliert, entstehen ernste Probleme. Zunächst kann ein Führer auf einem Gebiet kompetent sein und auf einem anderen nicht, wie zum Beispiel ein Staatsmann bei der Kriegsführung kompetent gewesen sein kann, im Frieden versagt. Oder ein Politiker kann am Anfang seiner Karriere ehrlich und mutig gewesen sein, und büßt durch die Versuchung der Macht diese Eigenschaften ein. Alter und körperliche Behinderungen können eine Abnahme seiner Fähigkeiten bewirkt haben. Schließlich muss man sich vor Augen halten, dass es für die Angehörigen eines kleinen Stammes viel leichter war, das Verhalten einer Autoritätsperson zu beurteilen, als für die Millionen von Menschen in unserem System, die ihren Kandidaten nur aufgrund des manipulierten Bildes kennen, das die Public-Relations-Spezialisten von ihm entwerfen. Was immer die Gründe sind für den Verlust der Kompetenz verleihenden Eigenschaften, es kommt in den meisten größeren und hierarchisch gegliederten Gesellschaften zu einem Prozess der Entfremdung der Autorität. Die reale oder fiktive ursprüngliche Kompetenz geht auf die Uniform oder den Titel über. Wenn die Autorität die richtige Uniform trägt und mit dem entsprechenden Titel ausgestattet ist, dann ersetzen diese Insignien die reale Kompetenz und die Qualitäten, auf denen diese beruht.

Der König - um diesen Titel als Symbol für diese Art von Autorität zu verwenden - kann dumm, heimtückisch, böse, d. h. völlig ungeeignet sein, eine Autorität zu *sein*, dennoch *hat* er Autorität; solange er den Titel hat, nimmt man an, dass er

auch über die Qualitäten verfügt, die ihm Kompetenz verleihen. Selbst wenn der Kaiser nackt ist, glaubt jeder, dass er schöne Kleider anhat. Dass die Menschen Uniformen und Titel für Kompetenz verleihende Qualitäten halten, geschieht nicht ganz von selbst. Die Inhaber der Autorität und jene, die Nutzen daraus ziehen, müssen die Menschen von dieser Fiktion überzeugen und ihr realistisches, d. h. kritisches Denkvermögen einschläfern. Jeder denkende Mensch kennt die Methoden der Propaganda, Methoden, durch die die kritische Urteilsfähigkeit zerstört und der Verstand eingelullt wird, bis er sich Klischees unterwirft, die die Menschen verdummen, weil sie sie abhängig machen, und sie der Fähigkeit berauben, ihren Augen und ihrer Urteilskraft zu vertrauen. Die fiktive Realität, an die sie glauben, verdeckt schließlich die Realität, die sie nicht mehr zu erfassen vermögen.

Der autoritäre, destruktive Charakter

Attribute: Starkes Autoritätsempfinden einer Person bei fehlender Kompetenz (Selbstübersteigerung), die Position der Autorität wird ausschliesslich für eigene Zwecke genutzt (Fremdsteuerung/-ausbeutung), starres Festhalten an Konventionen und Traditionen (Anpassung), Machtorientierung, Forderung nach Unterwürfigkeit/Gehorsam, Drang zur Ordnung und totaler Kontrolle, Narzissmus, destruktive Tendenzen (Gewalt, Wut- und Drohgebärden), konservative Einstellungen, Vorurteile und Intoleranz, Feindseligkeit gegenüber Schwächeren und Benachteiligten, Hierarchie-, Status und Klassendenken, Verharren in Klischees, Autoritätshabitus (autoritäres, gezielt imposantes Auftreten im Verhalten, Kleidung, Abzeichen, Uniformierung, Waffen), Hang zum Militarismus, Nationalismus und Rassismus, Abneigung für unabhängige Individualisten (Gruppen-/Herdendenken), emotionale Kälte, Sarkasmus, Sadismus, Befangenheit in der Sexualität (und/oder dadurch entstehende Perversionen), geringe geistige Vorstellungskraft bei vermehrtem technisch-mechanischem Denkmuster, knappe und funktionsorientierte Sprache (bestimmender Tonfall, Schreien, Aufplusterung), Verehrung des Maschinellen bei Geringschätzung des Schönegeistigen (insbesondere auch der Frauen bei Männern).

8. Wissen

Der Unterschied zwischen Haben- und Seinsmodus auf dem Gebiet des Wissens drückt sich in den Formulierungen »ich habe Wissen« und »ich weiß« aus. Wissen zu haben heißt, verfügbares Wissen (Information) zu erwerben und in seinem Besitz zu halten; Wissen im Sinn von »ich weiß« ist funktional und Teil des produktiven Denkprozesses. Wir können dieses Wissen, das auf dem Sein basiert, noch besser verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, was Denker wie Buddha, die Propheten, Jesus, Meister Eckhart, Sigmund Freud und Karl Marx vertreten haben. Wissen beginnt in ihren Augen mit der Erkenntnis der Unzuverlässigkeit der Wahrnehmungen unseres sogenannten gesunden Menschenverstandes; nicht nur in dem Sinn, dass unser Bild der physischen Realität nicht der »tatsächlichen Wirklichkeit« entspricht, sondern insbesondere in dem Sinn, dass die meisten Menschen halb wachen und halb träumen und nicht gewahr sind, dass das meiste dessen, was sie für wahr und unbezweifelbar halten, Illusionen sind, die durch den suggestiven Einfluss des sozialen Umfelds hervorgerufen werden, in dem sie leben. Wissen beginnt demnach mit der Zerstörung von Täuschungen, mit der »Enttäuschung«. Wissen bedeutet, durch die Oberfläche zu den Wurzeln und damit zu den Ursachen vordringen; die Realität in ihrer Nacktheit »sehen«. Wissen bedeutet nicht, im Besitz von Wahrheit zu sein, sondern durch die Oberfläche zu dringen und kritisch und aktiv nach immer größerer Annäherung an die Wahrheit zu streben. Diese Qualität des schöpferischen Eindringens ist in dem hebräischen *jadaa* enthalten, das erkennen und lieben im Sinne des männlichen Sexuellen Eindringens bedeutet. Buddha, der Erleuchtete, fordert die Menschen auf, zu erwachen und sich von der Illusion zu befreien, der Besitz von Dingen führe zum Glück.

Die Propheten appellieren an die Menschen, aufzuwachen und zu erkennen, dass ihre Idole nichts anderes als das Werk ihrer eigenen Hände sind. Jesus sagt: »Die Wahrheit wird euch freimachen!« Meister Eckhart hat seine Vorstellung vom Wissen oftmals ausgedrückt, beispielsweise, wenn er sagt (im Hinblick auf Gott), dass Wissen kein bestimmter Gedanke sei, sondern alle Hüllen abwerfe ohne Interesse sei und nackt zu Gott laufe, bis es ihn berühre und erfasse (siehe Ausgabe von Franz Pfeiffer). Nach Marx muss man Illusionen zerstören, um die Verhältnisse zu zerstören, die der Illusion bedürfen. Freuds Konzept der Selbsterkenntnis basiert auf der Vorstellung, dass Illusionen (»Rationalisierungen«) zerstört werden müssen, um der unbewußten Wirklichkeit gewahr zu werden. All diesen Denkern ging es um die Befreiung des Menschen, sie alle stellten die gesellschaftlich anerkannten Denkschemata in Frage. Für sie ist das Ziel zu wissen, nicht die Gewissheit der absoluten Wahrheit, deren man sicher ist, sondern der sich selbst bestätigende Prozess der menschlichen Vernunft. Für den *Wissenden* ist Nichtwissen ebenso gut wie Wissen, da beide Teile des Erkenntnisprozesses sind, wenn sich auch diese Art von Nichtwissen von der Ignoranz der Denkfaulen unterscheidet. Das höchste Ziel im Seinsmodus ist *tieferes Wissen*, im Habenmodus *mehr Wissen*. Unser Bildungssystem ist im Allgemeinen bemüht, Menschen mit Wissen als Besitz auszustatten, etwa proportional zu dem Eigentum oder zu dem sozialen Prestige, über das sie vermutlich im späteren Leben verfügen werden. Das Minimalwissen, das sie erhalten, ist die Informationsmenge, die sie brauchen, um in ihrer Arbeit zu funktionieren. Zusätzlich erhält jeder noch ein größeres oder kleineres Paket »Luxuswissen« zur Hebung seines Selbstwertgefühls und entsprechend seinem voraussichtlichen sozialen Prestige. Die Schulen sind die Fabriken, in denen diese Wissenspakete produziert werden, wenn sie auch gewöhnlich behaupten, den Schüler mit den höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes in Berührung zu bringen. Viele *Colleges* verstehen es prächtig, diese Illusion zu nähren. Von indischer Philosophie und Kunst bis zum Existentialismus und Surrealismus wird ein riesiges »Smörgasbord« angeboten, aus dem sich jeder Student da und dort etwas herauspickt; um seine Spontaneität und Freiheit nicht einzuengen, drängt man ihn nicht, sich auf ein Thema zu konzentrieren, ja nicht einmal, je ein Buch zu Ende zu lesen.

9. Glaube

Im religiösen, politischen oder persönlichen Sinn kann der Begriff Glaube zwei völlig verschiedene Bedeutungen haben, je nachdem, ob er im Haben- oder im Seinsmodus gebraucht wird. Im Habenmodus ist Glaube der Besitz einer Lösung, für die man keinen rationalen Beweis hat. Er besteht aus Formulierungen, die von anderen geschaffen wurden (gewöhnlich von einer Bürokratie) und die man akzeptiert, weil man sich dieser Bürokratie unterordnet. Er gibt einem ein Gefühl der Sicherheit aufgrund der realen (oder nur eingebildeten) Macht der Bürokratie. Er ist die Eintrittskarte, mit der man sich die Zugehörigkeit zu einer großen Gruppe von Menschen erkaufte, er nimmt einem die schwierige Aufgabe ab, selbst zu denken und Entscheidungen zu treffen. Man zählt nunmehr zu den *beati possidentes*, den glücklichen Besitzern des rechten Glaubens. Glaube verleiht im Habenmodus Gewissheit; er behauptet, letzte, unerschütterliche Wahrheiten zu verkünden, die glaubwürdig sind, weil die Macht derjenigen, die den Glauben verkünden und schützen, unerschütterlich erscheint. Und wer wollte nicht Gewissheit, wenn es nicht mehr bedarf als des Verzichts auf die eigene Unabhängigkeit? Gott, ursprünglich ein Symbol für den höchsten Wert, den wir in unserem Innern erfahren können, wird im Habenmodus zu einem Idol. Das bedeutet im Sinne der Propheten, ein von Menschen gemachtes *Ding*, auf das der Mensch seine eigenen Kräfte projiziert, und sich dadurch schwächt. Er unterwirft sich also seiner eigenen Schöpfung und erfährt sich durch die Unterwerfung in einer entfremdeten Form. Ich kann das Idol *haben*, weil es ein Ding ist, doch aufgrund meiner Unterwerfung hat es gleichzeitig mich. Sobald Gott zum Idol geworden ist, haben seine angeblichen Eigenschaften so wenig mit der persönlichen Erfahrung zu tun wie entfremdete politische Doktrinen. Das Idol mag als Gott der Barmherzigkeit gepriesen werden, dennoch wird jede Grausamkeit in seinem Namen verübt, so wie der entfremdete Glaube an die menschliche Solidarität die unmenschlichsten Taten nicht einmal in Frage stellt.

Im Habenmodus ist der Glaube eine Krücke für alle jene, die Gewissheit wünschen, die einen Sinn im Leben finden wollen, ohne den Mut zu haben, selbst danach zu suchen. Im Seinsmodus ist Glaube ein völlig anderes Phänomen. Kann der Mensch ohne Glauben leben? Muss der Säugling nicht »an die Mutterbrust glauben«? Müssen wir nicht alle an unsere Mitmenschen glauben, an unsere Liebsten und an uns selbst? Können wir ohne Glauben an die Gültigkeit von Normen für unser Leben existieren? Ohne Glauben wird der Mensch in der Tat steril, hoffnungslos und bis ins Innerste seines Wesens furchtsam. Glaube ist im Seinsmodus nicht in erster Linie ein Glaube an bestimmte *Ideen* (obwohl es auch das sein kann), sondern eine innere Orientierung, eine *Einstellung*. Es wäre besser zu sagen, man *sei* im Glauben, als man *habe* Glauben. (Die theologische Unterscheidung zwischen *fides quae creditur* und *fides qua creditur* spiegelt eine ähnliche Unterscheidung zwischen Glauben als *Inhalt* und Glaube als *Akt*.) Man kann an sich selbst und an andere glauben, der religiöse Mensch kann an Gott glauben. Der Gott des Alten Testaments ist zunächst eine Negation von Idolen, von Göttern, die man *haben* kann. Der Begriff Gott, wiewohl in Analogie zu einem orientalischen König konzipiert, transzendiert sich selbst von Anfang an. Gott darf keinen Namen haben, kein Abbild darf von ihm gemacht werden. Im weiteren Verlauf der jüdischen und christlichen Entwicklung wird der Versuch unternommen, die vollständige Entidolisierung Gottes zu erreichen, oder besser gesagt die Gefahr der Idolisierung durch das Postulat zu bannen, dass nicht einmal eine Aussage über die Eigenschaften Gottes gemacht werden darf. Oder der sehr radikale Versuch in der christlichen Mystik - von (Pseudo-)Dionysius Areopagita bis zum unbekanntem Verfasser von »The Cloud of Unknowing« und zu Meister Eckhart -, wo der Gottesbegriff auf den des Einen, der »Gottheit« (des Nichts) hinausläuft und hiermit Anschauungen folgt, wie sie in den Veden und im neuplatonischen Denken ausgedrückt sind.

Dieser Glaube an Gott ist verbürgt durch die innere Erfahrung der göttlichen Eigenschaften des eigenen Selbst, er ist ein ständiger, aktiver Prozess der Selbsterschaffung. Auch der Glaube an mich selbst, an den anderen, an die Menschheit, an die Fähigkeit des Menschen, wahrhaft menschlich zu werden, impliziert Gewissheit; aber eine Gewissheit, die auf meiner eigenen Erfahrung beruht und nicht auf meiner Unterwerfung unter eine Autorität, die mir einen bestimmten Glauben vorschreibt. Es ist die Gewissheit einer Wahrheit, die nicht durch rational zwingende Evidenz bewiesen werden kann, von der ich aber aufgrund der Evidenz meiner subjektiven Erfahrung überzeugt bin. (Im Hebräischen ist das Wort für Glauben *emuna*, was »Gewissheit« heißt; unser *Amen* heißt »gewiss«.) Wenn ich der Integrität eines Menschen gewiss bin, könnte ich diese doch nicht bis zu seinem letzten Tag »beweisen«, und strenggenommen schließt selbst die Tatsache, dass er seine Integrität bis zu seinem Tod bewahrte, vom positivistischen Standpunkt nicht aus, dass er sie verletzt hätte, hätte er länger gelebt. Meine Gewissheit beruht auf meiner gründlichen Kenntnis des anderen und darauf, dass ich selbst Liebe und Integrität erlebt habe.

Diese Art von Wissen hängt davon ab, wie weit man sein eigenes Ich aus dem Spiel lassen kann und ob man den anderen in *seinem* So-sein sehen und die Struktur seiner inneren Kräfte erkennen kann, ob man ihn in seiner Individualität und gleichzeitig als Teil der gesamten Menschheit sehen kann. Dann weiß man, was er tun und was er nicht tun kann und wird. Damit meine ich natürlich nicht, dass man das gesamte künftige Verhalten voraussagen kann, wohl aber lassen sich

bestimmte Charakterzüge wie Integrität, Verantwortungsbewusstsein etc. erkennen. (Siehe dazu »Glaube als Charakterzug« in *Psychoanalyse und Ethik*.) Dieses Vertrauen beruht auf Fakten und ist somit rational, doch diese Fakten sind nicht mit den Methoden der konventionellen positivistischen Psychologie feststellbar oder »beweisbar«. Nur ich selbst kann sie, kraft meiner eigenen Lebendigkeit, »registrieren«.

10. Existenz

Existentielles Haben gerät nicht in Konflikt mit dem Sein, wohl aber charakterbedingtes Haben. Selbst der »Gerechte« und der »Heilige« muss, insofern er Mensch ist, im existentiellen Sinn haben wollen - während der Durchschnittsmensch im existentiellen *und* im charakterologischen Sinn haben will.

Da wir in einer Gesellschaft leben, deren Existenz auf den drei Säulen Privateigentum, Profit und Macht ruht, ist unser Urteil äußerst voreingenommen. Erwerben, Besitzen und Gewinnmachen sind die geheiligten und unveräußerliche Rechte des Individuums in der Industriegesellschaft. Die Emanzipation von Frauen, Kindern und Jugendlichen scheint von der Steigerung des Lebensstandards abzuhängen. Wenn sich die patriarchalische Form des Besitzes von Personen allmählich überholt, wie wird der Durchschnittsbürger der vollentwickelten Industriestaaten sein Verlangen stillen, Besitz anzuhäufen, zu erhalten und zu vermehren? Die Antwort liegt in der Ausdehnung des Besitzbereiches auf Freunde, Liebespartner, Gesundheit, Reisen, Kunstgegenstände, auf Gott und auf das eigene Ich. Eine hervorragende Darstellung der bürgerlichen Besitzbesessenheit hat Max Stirner gegeben. Menschen werden in Dinge verwandelt, ihr Verhältnis zueinander nimmt Besitzcharakter an. Der »Individualismus«, der im positiven Sinn Befreiung von gesellschaftlichen Fesseln bedeutete, läuft im negativen Sinn auf »Selbst-Besitz« hinaus - das Recht (und die Pflicht), seine Energie in den Dienst des eigenen Erfolges zu stellen. Das wichtigste Objekt des Besitzgefühls ist das eigene Ich. Unser Ego hat viele verschiedene Aspekte: unser Körper, unser Name, unser sozialer Status, unsere Besitztümer (einschließlich unseres Wissens), das Bild, das wir von uns selbst haben und das wir anderen vermitteln wollen. Das Ego ist eine Mischung aus realen Qualitäten wie Wissen und Können und aus bestimmten fiktiven Qualitäten, die wir um einen realen Kern herum anordnen. Das Wesentliche ist jedoch nicht so sehr der Inhalt, aus dem das Ego besteht, sondern die Tatsache, dass wir unser Ich als Ding empfinden, das wir besitzen, und dass dieses »Ding« die Basis unseres Identitätsgefühls bildet. Bei dieser Darstellung des Besitzdenkens müssen wir einen wichtigen Umstand berücksichtigen: den Wandel, den das Verhältnis zum Besitz seit dem 19. Jahrhundert durchgemacht hat. Die früher herrschende Bindung an den Besitz scheint in den Jahrzehnten seit Ende des Ersten Weltkrieges fast völlig verschwunden zu sein. Früher hegte und pflegte man alles, was man besaß, und benützte es solange nur irgend möglich. Man kaufte, um zu »behalten«. Das Motto lautete: »Alt ist schön!«

Heute kauft man, um wegzwerfen. Verbrauchen, nicht bewahren, lautet die Devise. Ob es sich um ein Auto, ein Kleidungsstück oder ein technisches Gerät handelt, man kauft es, und nachdem man es einige Zeit benützt hat, bekommt man es satt und brennt darauf, sich das neueste Modell zuzulegen. Erwerben - vorübergehend besitzen und benützen - wegwerfen (oder wenn möglich profitabel gegen ein besseres Modell eintauschen), das ist der Kreislauf; sein Motto lautet: »Neu ist schön!« Das auffälligste Beispiel der heutigen Konsummentalität ist der Besitz eines Autos. Unsere ganze Wirtschaft ist auf die Produktion von Automobilen ausgerichtet, und unser Leben ist weitgehend durch deren Konsum bestimmt: Unsere Epoche kann mit Recht das »Automobilzeitalter« genannt werden. Zunächst ist die Beziehung zum Auto entpersönlicht worden. Das Auto ist kein konkretes Objekt, an dem ich hänge, sondern ein Symbol meines Status, meines Ichs, eine Ausdehnung meiner Macht. Mit dem Kauf eines Autos erwerbe ich faktisch ein neues Teil-Ich. Zweitens vervielfacht sich der mit dem Erwerb verbundene Lustgewinn, wenn ich nicht alle sechs, sondern alle zwei Jahre den Wagen wechsele; der Akt des Besitzergreifens ist eine Art Defloration, eine Steigerung des Gefühls, über etwas die Kontrolle zu haben, und je öfter ich das erlebe, desto größer ist mein Triumphgefühl. Drittens bietet der Autowechsel jedes Mal aufs Neue die Chance, beim Tausch einen Profit zu machen, ein Wunsch, der im heutigen Menschen tief verwurzelt ist. Ein weiteres viertes Element ist von großer Bedeutung: Das Bedürfnis nach *neuen* Reizen, da die alten nach kurzer Zeit schal und uninteressant werden. In einer früheren Untersuchung *Anatomie der menschlichen Destruktivität* habe ich zwischen »aktivierenden« und »passivierenden« Reizen unterschieden und habe folgende Formulierung vorgeschlagen: Je einfacher (passivierender) ein Stimulus ist, um so häufiger muss er sich in Bezug auf seine Intensität bzw. Art ändern; je aktivierender er ist, um so länger bleibt seine Stimulierungsfähigkeit erhalten und um so weniger ist es notwendig, ihn nach Intensität und Inhalt zu verändern.« Der fünfte und wichtigste Faktor liegt in der Veränderung des sozialen Charakters im Laufe des letzten Jahrhunderts vom »hortenden« hin zum »marktorientierten« Charakter. Der Habenmodus verschwindet damit nicht, aber verändert sich erheblich.

Gegenüber vielen anderen Personen hat man heute ein Besitzgefühl -gegenüber dem Arzt, Zahnarzt, Anwalt, dem Chef, dem Arbeiter. Das geht aus der Tatsache hervor, dass die Menschen dazu neigen, von *ihrem* Arzt, *ihrem* Zahnarzt, *ihren* Arbeitern usw. zu sprechen. Abgesehen von Menschen gibt es eine endlose Reihe von Dingen und sogar Gefühlen, die als Eigentum erlebt werden, zum Beispiel Gesundheit und Krankheit. Leute, die über ihre Gesundheit sprechen, tun es im Gefühl des Besitzes, sie sprechen von *ihren* Krankheiten, *ihren* Operationen, *ihren* Behandlungen, *ihrer* Diät, *ihren* Medikamenten. Es ist eindeutig, dass Gesundheit und Krankheit als Besitz empfunden werden; und selbst mangelhafte

Gesundheit zählt ebenso zum Besitzstand wie die Aktien eines Aktionärs, die einen Teil ihres Nominalwertes eingebüßt haben. Auch Ideen und Überzeugungen werden zu einem Teil des persönlichen Eigentums, von dem man sich trennen kann. Selbst Gewohnheiten werden als Besitz erlebt, beispielsweise von einem Menschen, der jeden Morgen zur gleichen Zeit das gleiche Frühstück isst und der sich durch die kleinste Veränderung dieser Routine gestört fühlt, da diese Gewohnheit zu seinem Besitz wurde, dessen Verlust seine Sicherheit bedroht.

Es mag vielen Lesern als zu negativ und einseitig erscheinen, wenn ich den Habenmodus als allgegenwärtig darstelle - mit Recht. Ich wollte zunächst die in der Gesellschaft vorherrschende Einstellung beschreiben, um ein so klares Bild wie möglich zu zeichnen. Aber dieses Bild muss durch den Hinweis zurechtgerückt werden, dass in der jungen Generation eine Tendenz vorhanden ist, die im Gegensatz zur Einstellung der Mehrheit steht. Wir können hier Konsumgewohnheiten feststellen, die nicht versteckte Formen des Aneignens und Habens sind, sondern Ausdruck echter Freude an Aktivitäten, die man gerne ausübt, ohne einen »dauernden« Gegenwert zu erwarten. Diese jungen Leute unternehmen lange und oft beschwerliche Reisen, um Musik zu hören, die ihnen gefällt, um einen Ort zu sehen, den sie sehen wollen, um Menschen zu treffen, die sie treffen wollen. Ob ihre Ziele tatsächlich so wertvoll sind, wie sie meinen, steht hier nicht zur Debatte; selbst wenn es ihnen an Ernst, gründlicher Vorbereitung oder Konzentrationsfähigkeit fehlt - diese jungen Menschen wagen es zu *sein* und fragen nicht, was sie für ihren Einsatz bekommen oder was ihnen bleibt. Sie scheinen auch viel aufrichtiger zu sein als die ältere Generation; ihre philosophischen und politischen Überzeugungen mögen oft naiv sein, aber sie polieren nicht ständig ihr Ich auf, um ein begehrenswertes »Objekt« auf dem Markt zu sein. Sie schützen ihr Image nicht, indem sie ständig bewusst oder unbewußt lügen, sie verschwenden ihre Energie nicht vorwiegend damit, die Wahrheit zu verdrängen, wie die Mehrheit das tut. Nicht selten beeindruckten sie die Älteren, die insgeheim die Fähigkeit bewundern, die Wahrheit zu sehen und zu äußern, durch ihre Ehrlichkeit. Sie gehören politischen und religiösen Gruppen aller Schattierungen an, viele von ihnen vertreten jedoch keine bestimmte Ideologie oder Doktrin und können von sich selbst sagen, dass sie bloß »auf der Suche« sind. Sie mögen sich noch nicht gefunden haben und auch kein Ziel, das ihrer Lebenspraxis Richtung gibt, aber sie streben, »sie selbst« zu sein und nicht nach Besitz und Konsum. Dieses positive Bild bedarf jedoch der Qualifizierung. Viele dieser gleichen jungen Leute (und ihre Gesamtzahl ist seit den späten sechziger Jahren merklich zurückgegangen) haben den Sprung von der »Freiheit von« zur »Freiheit zu« nicht geschafft. Sie rebellierten nur, ohne nach einem Ziel zu suchen, auf das sie sich hinbewegen konnten, außer dem Wunsch, frei von Restriktionen und Abhängigkeiten zu sein. Wie ihre bürgerlichen Eltern folgten sie der Devise, dass nur das Neue schön sei, und entwickelten ein fast phobisches Desinteresse an jeglicher Tradition und dem Denken der bedeutendsten Köpfe, die die Menschheit hervorgebracht hat. In einer Art von naivem Narzissmus glaubten sie, alles Entdeckenswerte selbst entdecken zu können. Im Grunde bestand ihr Ideal darin, wieder kleine Kinder zu werden, und Autoren wie Herbert Marcuse steuerten die willkommene Ideologie bei, Rückkehr zur Kindheit - nicht Entwicklung zur Reife - sei das Endziel des Sozialismus und der Revolution. Sie waren glücklich, solange sie jung waren und ihre Euphorie anhielt; doch viele sind aus dieser Periode mit einem Gefühl tiefer Enttäuschung hervorgegangen, ohne zu fundierten Überzeugungen gelangt zu sein und ein Zentrum in sich selbst gefunden zu haben. Sie enden schließlich als verbitterte, apathische Menschen - oder als unglückliche Fanatiker der Zerstörung. Nicht alle, die mit großen Hoffnungen begonnen haben, endeten in Enttäuschung, aber ihre Zahl ist leider nicht abschätzbar.

Meines Wissens gibt es weder zuverlässige statistische Angaben noch fundierte Schätzungen, und selbst wenn solche Daten existierten, wäre es äußerst schwierig, die Motive des Einzelnen zu erkennen. Millionen von Menschen in Amerika und Europa suchen heute Kontakt zu Traditionen und Lehrmeistern, die ihnen den richtigen Weg zeigen sollen. Doch ein großer Teil dieser Heilslehren und ihrer Verkünder sind entweder betrügerisch oder disqualifizieren sich selbst durch die ihnen anhaftende Public-Relations-Mentalität, oder sie sind verquickt mit den finanziellen und Prestigeinteressen der sie verbreitenden Gurus. Manche Gläubige mögen trotz des Schwindels einen echten Nutzen aus den angebotenen Methoden ziehen, andere praktizieren sie ohne ernsthafte Bereitschaft zu innerer Veränderung. Doch die Zahl der Anhänger der neuen Heilslehren könnte nur durch eine detaillierte quantitative und qualitative Analyse der verschiedenen Gruppen eruiert werden. Meiner persönlichen Einschätzung nach handelt es sich bei den jungen (und zum Teil auch älteren) Leuten, die ernsthaft bemüht sind, vom Haben- zum Seinsmodus überzugehen, nicht bloß um einige versprengte Individuen. Ich glaube, dass sich eine ziemlich große Zahl von Gruppen und einzelnen in diese Richtung bewegt und dass ihnen historische Bedeutung zukommt. Sie repräsentieren einen neuen Trend, der die Habenorientierung der Mehrheit transzendiert. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass eine Minorität den Kurs anzeigt, den die historische Entwicklung nehmen wird, und das Vorhandensein dieser Minorität ist einer der Faktoren, die hoffen lassen, dass es zu einer allgemeinen Abkehr von der heute vorherrschenden Lebenseinstellung vom Haben zum Sein hin kommen könnte. Diese Hoffnung ist umso realer, als es sich bei einigen der Faktoren, die diese neue Orientierung begünstigten, um historische Veränderungen handelt, die kaum reversibel erscheinen: der Zusammenbruch der patriarchalischen Herrschaft

über die Frauen und der Herrschaft der Eltern über die Kinder. Während die politische Revolution des 20. Jahrhunderts, die Russische Revolution, als gescheitert gelten muss (es ist noch zu früh, um ein endgültiges Urteil über die Chinesische Revolution zu fällen) sind die siegreichen Revolutionen unseres Jahrhunderts, obwohl sie sich erst im Anfangsstadium befinden, die der Frauen und der Kinder sowie die sexuelle Revolution. Ihre Forderungen wurden bereits vom Bewusstsein der Mehrheit akzeptiert, und die alten Ideologien werden mit jedem Tag lächerlicher.

Der Habenmodus der Existenz leitet sich vom Charakter des Privateigentums ab. In dieser Existenzform zählt einzig und allein die Aneignung und mein uneingeschränktes Recht, das Erworbene zu behalten. Dieser Modus schließt andere aus und verlangt mir keine weiteren Anstrengungen ab, um meinen Besitz zu behalten bzw. produktiven Gebrauch davon zu machen. Es ist die Haltung, die im Buddhismus als Gier, in der jüdischen und der christlichen Religion als Habsucht bezeichnet wird; sie verwandelt alle und alles in tote, meiner Macht unterworfenen Objekte. Der Satz »ich habe etwas« drückt die Beziehung zwischen dem Subjekt, *ich* (oder er, du, wir, sie) und dem Objekt, *O*, aus. Er impliziert, dass sowohl Subjekt als auch Objekt dauerhaft sind. Aber sind sie es wirklich? Ich werde sterben; ich kann meine gesellschaftliche Stellung verlieren, die garantiert, dass ich etwas habe. Auch das Objekt ist nicht von Dauer: es kann zerstört werden oder verlorengehen oder seinen Wert verlieren. Die Aussage, etwas auf Dauer zu besitzen, beruht auf der Illusion einer unvergänglichen, unzerstörbaren Substanz. Wenn ich alles zu haben scheine, habe ich in Wirklichkeit - nichts, denn mein Haben, Besitzen, Beherrschen eines Objekts ist nur ein flüchtiger Moment im Lebensprozeß. In letzter Konsequenz drückt die Aussage, »ich (Subjekt) habe O (Objekt)«, eine Definition meines Ichs durch meinen Besitz des Objekts aus. Das Subjekt bin nicht *ich*, sondern *ich bin, was ich habe*. Mein Eigentum konstituiert mich und meine Identität. Der Gedanke, der der Aussage »ich bin ich« zugrunde liegt, ist *ich bin ich, weil ich X habe*; X = alle natürlichen Objekte und Personen, zu denen ich kraft meiner Macht, sie zu beherrschen und mir dauerhaft anzueignen, in Beziehung stehe. Im Habenmodus gibt es keine lebendige Beziehung zwischen mir und dem, was ich habe. Es und ich sind Dinge geworden, und ich habe *es*, weil ich die Möglichkeit habe, es mir anzueignen. Aber es besteht auch die umgekehrte Beziehung: *es hat mich*, da mein Identitätsgefühl bzw. meine psychische Gesundheit davon abhängt, es (und so viele Dinge wie möglich) zu haben. Der Habenmodus wird nicht durch einen lebendigen, produktiven Prozess zwischen Subjekt und Objekt hergestellt; er macht Subjekt und Objekt zu Dingen. Die Beziehung ist tot, nicht lebendig.

11. Gewalt und Rebellion

Die Tendenz, ihrer eigenen Natur entsprechend zu wachsen, ist allen Lebewesen gemein. Daher leisten wir jedem Versuch Widerstand, uns daran zu hindern, in der unserer Struktur gemäßen Weise zu wachsen. Um diesen Widerstand zu brechen, der bewusst oder unbewußt sein kann, ist physische oder geistige Gewalt nötig. Leblose Objekte widersetzen sich in verschiedenem Maß der Veränderung ihrer physikalischen Zusammensetzung durch die ihrer atomaren bzw. molekularen Struktur inhärente Energie. Aber sie wehren sich nicht dagegen, benützt zu werden. Die Anwendung heteronomer Gewalt gegen Lebewesen (d. h. der Druck, der auf uns ausgeübt wird, um uns in Richtungen zu zwingen, die unserer Struktur widersprechen und unserem Wachstum schaden) ruft Widerstand aller Art hervor, von offenem, wirksamem, direktem, aktivem Widerstand bis zu indirektem, ineffektivem und sehr häufig unbewußtem Widerstand. Eingeschränkt wird die freie, spontane Willensäußerung des Säuglings, des Kindes, des Jugendlichen und schließlich des Erwachsenen, sein Verlangen nach Wissen und Wahrheit, sein Wunsch nach Zuneigung. Der im Wachstum begriffene Mensch wird gezwungen, die meisten seiner autonomen, echten Wünsche und Interessen und seinen eigenen Willen aufzugeben und einen Willen, Wünsche und Gefühle anzunehmen, die nicht aus ihm selbst kommen, sondern ihm durch die gesellschaftlichen Denk- und Empfindungsmuster aufgenötigt werden. Die Gesellschaft und die Familie als deren psychosoziale »Agentur« haben ein schwieriges Problem zu lösen: *Wie breche ich den Willen eines Menschen, ohne dass dieser es merkt?* Durch einen komplizierten Prozess der Indoktrinierung, durch ein System von Belohnungen, Strafen und entsprechender Ideologie wird diese Aufgabe im großen und ganzen jedoch so gut gelöst, dass die meisten Menschen glauben, ihrem eigenen Willen zu folgen, ohne sich bewusst zu sein, dass dieser konditioniert und manipuliert wurde. Die größte Schwierigkeit bei dieser Unterdrückung des Willens besteht hinsichtlich der Sexualität, da wir es hier mit einem starken natürlichen Trieb zu tun haben, der weniger leicht zu manipulieren ist als viele andere Wünsche. Aus diesem Grund wurde die Sexualität heftiger bekämpft als fast jedes andere menschliche Verlangen. Es erübrigt sich, die verschiedenen Formen von Diffamierung der Geschlechtlichkeit aufzuzählen, von moralischer Verteufelung (Sex ist schlecht) bis zu gesundheitlichen Argumenten (Masturbation ist schädlich).

Die Kirche verbietet die Geburtenkontrolle im Grunde nicht deshalb, weil sie um die Heiligkeit des Lebens besorgt ist (eine Besorgnis, die zur Ablehnung der Todesstrafe und einer Verdammung des Krieges führen würde), sondern um die Sexualität zu verunglimpfen, sofern sie nicht der Fortpflanzung dient. Alle Anstrengungen zur Unterdrückung der Sexualität müssten schwerverständlich bleiben, wenn es nur um Sexualität an sich ginge. Aber nicht darum geht es, sondern das Brechen des menschlichen Willens ist der Grund, weshalb die Sexualität so verteufelt wird. Eine große Zahl der sogenannten primitiven Kulturen hat keinerlei sexuelle Tabus. Da sie ohne Ausbeutung und Unterdrückung leben, brauchen sie nicht den Willen des Individuums zu brechen. Sie können es sich leisten, Sex nicht zu stigmatisieren und sexuelle Beziehungen ohne Schuldgefühle zu genießen. Das Bemerkenswerte ist, dass die sexuelle Freiheit in diesen Gesellschaften nicht zu sexuellen Exzessen führt, sondern dass sich nach einer Periode relativ kurzfristiger sexueller Beziehungen Paare zusammenschließen, die kein Verlangen nach Partnertausch haben, die aber ungehindert auseinandergehen können, sobald die Liebe erlischt. Freude an der Sexualität ist bei diesen nicht besitzorientierten Kulturen ein Ausdruck des Seins, nicht das Resultat sexueller Possessivität. Ich will damit nicht implizieren, dass wir zur Lebensweise dieser primitiven Gesellschaften zurückkehren sollten. Selbst wenn wir das wollten, könnten wir es nicht, aus dem einfachen Grund, weil der Prozess der Individuation und individuellen Differenzierung bzw. Distanzierung, den die Zivilisation mit sich brachte, der Liebe eine andere Qualität verliehen hat als diese in den primitiven Gesellschaften hatte. Wir können uns nur weiterentwickeln, nicht regredieren. Worauf es ankommt, ist die Tatsache, dass neue Formen der Besitzlosigkeit die sexuelle Gier beseitigen werden, die für alle Haben-Gesellschaften charakteristisch ist. Aber das Brechen sexueller Tabus führt nicht an sich zu größerer Freiheit; die Rebellion ertrinkt gewissermaßen in der sexuellen Befriedigung und den darauffolgenden Schuldgefühlen. Nur die Erreichung innerer Unabhängigkeit öffnet die Tür zur Freiheit und beseitigt den Drang nach fruchtloser Auflehnung, die nicht über den sexuellen Bereich hinausgeht. Dasselbe gilt für alle anderen Versuche, die Freiheit wiederzuerlangen, indem man das Verbotene tut. *Tabus erzeugen zwar Sexbesessenheit und Perversionen, aber Sexbesessenheit und Perversionen machen nicht frei.* Die Rebellion des Kindes manifestiert sich auf viele Arten: indem das Kind die Gebote der Reinlichkeitserziehung missachtet; indem es zuwenig oder zuviel isst; sowie durch Aggressivität, Sadismus und selbstzerstörerisches Verhalten verschiedenster Art. Oft zeigt sich die Rebellion in Form eines allgemeinen »Trägheitsstreiks« - Abzug des Interesses von der Welt, Faulheit und Passivität bis hin zu den pathologischsten Varianten langsamer Selbstzerstörung. Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass *heteronomes Eingreifen in die Wachstumsprozesse des Kindes und des Erwachsenen die tiefste Ursache geistig-seelischer Störungen, speziell der Destruktivität, ist.* Es sollte klar sein, dass Freiheit nicht laissez-faire ist oder Willkür. Wie jede andere Spezies hat auch der Mensch seine spezifische Struktur und kann nur in Übereinstimmung mit dieser wachsen. Unter Freiheit verstehe ich nicht Freiheit von allen Leitprinzipien, sondern Freiheit, der Struktur der menschlichen Existenz entsprechend zu wachsen (autonome Restriktionen). Das bedeutet Gehorsam gegenüber den Gesetzen, die die optimale menschliche Entwicklung gewährleisten. Jede Autorität, die dieses

Ziel fördert, ist eine »rationale Autorität«, wenn diese Förderung darin besteht, die Aktivität des Kindes zu mobilisieren und seine Fähigkeit zu kritischem Denken und seinen Glauben an das Leben zu stärken. Um »irrationale Autorität« handelt es sich hingegen, wenn dem Kind heteronome Normen aufgezwungen werden, die den Interessen der Autorität, nicht jenen des Kindes dienen. Der Habenmodus der Existenz, die auf Eigentum und Profit ausgerichtete Orientierung, gebiert zwangsläufig das Verlangen nach Macht, ja die Abhängigkeit von Macht. Es ist Gewaltanwendung nötig, um den Widerstand eines Lebewesens zu brechen, das man beherrschen möchte. Der Besitz von Privateigentum erfordert Macht, um es vor jenen zu schützen, die es uns wegnehmen wollen, denn genau wie wir bekommen auch sie nie genug; der Wunsch, Privateigentum zu haben, erweckt den Wunsch in uns, Gewalt anzuwenden, um andere offen oder heimlich zu berauben. Im Habenmodus findet der Mensch sein Glück in der Überlegenheit gegenüber anderen, in seinem Machtbewußtsein und in letzter Konsequenz in seiner Fähigkeit, zu erobern, zu rauben und zu töten. Im Seinsmodus liegt es im Lieben, Teilen, Geben. Die Sehnsucht nach Ruhm ist mehr als bloße irdische Eitelkeit - sie hat für alle, die nicht mehr an das traditionelle Jenseits glauben, einen religiösen Aspekt. (Dies fällt besonders bei Politikern auf.) Publicity ebnet den Weg zur Unsterblichkeit und die Manager der Werbung werden die neuen Priester. Aber mehr als alles andere befriedigt vielleicht der Besitz von Eigentum das Verlangen nach Unsterblichkeit, und aus diesem Grund ist die Habenorientierung so mächtig. Wenn sich mein *Selbst* durch die Dinge konstituiert, die ich *besitze*, dann bin ich unsterblich, wenn diese unzerstörbar sind. Vom alten Ägypten bis in unsere Zeit - von physischer Unsterblichkeit durch die Mumifizierung des Körpers bis zur rechtlichen Unsterblichkeit durch einen »Letzten Willen« - sind die Menschen über ihre physische Lebensspanne hinaus »lebendig« geblieben. Durch den »Letzten Willen« lege ich gesetzlich für die kommenden Generationen fest, was mit meinem Eigentum zu geschehen hat und wie es genutzt werden soll. Durch den Mechanismus der Erbschaftsgesetze *bin ich* - sofern ich Kapitaleigner bin - unsterblich geworden.

12. Askese und Gleichheit

Ein großer Teil der moralischen und politischen Diskussion kreiste stets um die Frage: Haben oder Nichthaben? Auf moralisch-religiöser Ebene bedeutete das die Alternative zwischen asketischer und nichtasketischer Lebensweise, wobei unter letzterer sowohl produktives Vergnügen als auch unbegrenzter Genuss verstanden wurde. Diese Alternative wird weitgehend bedeutungslos, wenn man den Akzent nicht auf einzelne Handlungen, sondern auf die ihnen zugrunde liegende Einstellung legt. Die Askese mit ihrem ständigen Kreisen um Verzicht und Entsagen ist möglicherweise nur die Kehrseite eines heftigen Verlangens nach Besitz und Konsum. Der Asketiker mag diese Wünsche verdrängt haben, aber faktisch beschäftigt er sich gerade durch sein Bestreben, Besitz und Konsum zu unterdrücken, unausgesetzt mit diesen. Solches Leugnen durch Überkompensieren ist, wie die psychoanalytischen Erfahrungen zeigen, sehr häufig. Als Beispiele könnte man fanatische Vegetarier anführen, die destruktive Impulse verdrängen; fanatische Abtreibungsgegner, die ihre Mordgelüste verdrängen; sowie Tugendfanatiker, die ihre eigenen »sündigen« Neigungen nicht wahrhaben wollen. Es kommt dabei weniger auf die jeweiligen Überzeugungen an als auf den Fanatismus, mit dem sie vertreten werden. Jeder Fanatismus legt den Verdacht nahe, dass er dazu dient, andere, und gewöhnlich die entgegen gesetzten Impulse zu verdecken. Auf ökonomischem und politischem Gebiet ist die Alternative zwischen schrankenloser Ungleichheit und absoluter Gleichheit des Einkommens ebenso irrig. Wenn es nur funktionalen und zum persönlichen Gebrauch bestimmten Besitz gibt, dann wirft es kein gesellschaftliches Problem auf, ob der eine etwas mehr als der andere hat, denn da Besitz unwesentlich ist, gedeiht der Neid nicht. Auf der anderen Seite verraten jene, die Gerechtigkeit im Sinn absolut gleicher Verteilung aller Güter fordern, dass ihre Habenorientierung ungebrochen ist und dass sie sie lediglich durch ihre Versessenheit auf völlige Gleichheit verleugnen. Hinter dieser Forderung ist ihre wahre Motivation erkennbar: Neid. Wer darauf besteht, dass niemand mehr haben dürfe als er selbst, schützt sich auf diese Weise vor dem Neid, den er empfinde, wenn irgendjemand auch nur ein Quäntchen mehr besäße als er. Worauf es ankommt, ist, dass Luxus und Armut ausgerottet werden; Gleichheit braucht nicht quantitativ gleiche Verteilung aller vorhandenen materiellen Güter zu bedeuten, sondern die Abschaffung von Einkommensunterschieden, die so gewaltig sind, dass sie in den verschiedenen sozialen Schichten zu verschiedenen Lebenserfahrungen führen. In den Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten hat Marx auf diesen Aspekt im sogenannten »rohen Kommunismus« hingewiesen, der »die Persönlichkeit des Menschen überall negiert«. Diese Art von Kommunismus »ist nur die Vollendung dieses Neides und dieser Nivellierung von dem vorgestellten Minimum aus«.

13. Das Sein

Die meisten von uns wissen mehr über den Habenmodus als über den Seinsmodus, weil Haben der weit häufiger erlebte Modus in unserer Gesellschaft ist. Aber es gibt einen anderen und noch wichtigeren Grund, warum es so schwierig ist, den Seinsmodus zu definieren; das ist die Natur des Unterschieds zwischen den beiden Existenzweisen. Haben bezieht sich auf *Dinge*, und Dinge sind konkret und *beschreibbar*. Sein bezieht sich auf *Erlebnisse*, und diese sind im Prinzip nicht beschreibbar. Durchaus beschreibbar ist die *Persona*, die Maske, die wir alle tragen, denn diese Persona ist selbst ein Ding. Aber im Gegensatz dazu ist der lebendige Mensch kein totes Bildwerk und kann nicht wie ein Ding beschrieben werden. Eigentlich kann man ihn überhaupt nicht beschreiben.

Freilich kann viel über mich ausgesagt werden, über meinen Charakter, meine ganze Lebenseinstellung. Diese Einsichten können viel zum Verständnis meiner eigenen psychischen Struktur und der anderer beitragen. Aber mein gesamtes Ich, meine Individualität in allen ihren Ausformungen, mein So-sein, das so einmalig ist wie meine Fingerabdrücke, ist niemals vollkommen erfassbar, nicht einmal auf dem Wege der Einfühlung, denn es gibt keine zwei Menschen, die vollkommen identisch sind. Nur durch den Prozess lebendigen Aufeinander-Bezogenenseins überwinden der andere und ich die Schranken unseres Getrenntseins, solange wir beide am Tanz des Lebens teilnehmen. Volle gegenseitige Identifikation kann jedoch nie erreicht werden. Selbst ein einzelnes Verhaltenspartikel ist nicht erschöpfend beschreibbar. Man könnte seitenlang über das Lächeln der Mona Lisa schreiben, ohne das abgebildete Lächeln in Worte eingefangen zu haben, aber nicht weil es so »geheimnisvoll« ist. Das Lächeln eines jeden Menschen ist geheimnisvoll (sofern es sich nicht um das angelernte, synthetische, vermarktete Lächeln handelt). Niemand kann den Ausdruck des Interesses, der Begeisterung, der Liebe zum Leben, des Hasses oder des Narzissmus beschreiben, der sich in den Augen spiegelt, oder in der Vielfalt des Mienenspiels, des Ganges, der Körperhaltung und des Tonfalls eines Menschen.

14. Aktives Sein

Die Voraussetzungen für den Seinsmodus sind Unabhängigkeit, Freiheit und das Vorhandensein kritischer Vernunft. Sein wesentlichstes Merkmal ist die Aktivität, nicht im Sinne von Geschäftigkeit, sondern im Sinne innerer Aktivität, dem produktiven Gebrauch menschlicher Fähigkeiten, ein heißt, seinen Anlagen, seinen Talenten, dem Reichtum menschlicher Gaben Ausdruck zu verleihen, mit denen jeder - wenn auch in verschiedenem Maß - ausgestattet ist. Es bedeutet, sich selbst zu erneuern, zu wachsen, sich zu verströmen, zu lieben, das Gefängnis des eigenen isolierten Ichs zu transzendieren, sich zu interessieren, zu geben. Keines dieser Erlebnisse ist jedoch vollständig in Worten wiederzugeben. Worte sind Gefäße, die wir mit Erlebnissen füllen, doch diese quellen über das Gefäß hinaus. Worte weisen auf Erleben hin, sie sind nicht mit diesem identisch. In dem Augenblick, in dem ich ein Erlebnis vollständig in Gedanken und Worte umsetze, verflüchtigt es sich; es verdorrt, erlischt, wird zum bloßen Gedanken. Daher ist Sein nicht mit Worten beschreibbar und nur durch gemeinsames Erleben kommunizierbar. In der Habenstruktur herrscht das tote Wort, in der Seinsstruktur die lebendige Erfahrung, für die es keinen Ausdruck gibt. (Natürlich zählt auch das lebendige und produktive Denken zum Seinsmodus.) Vielleicht kann die Seinsstruktur am besten durch ein Symbol verdeutlicht werden, das ich Max Hunziger verdanke: Ein blaues Glas erscheint blau, weil es alle ändern Farben absorbiert und sie so nicht passieren lässt. Das heißt, wir nennen ein Glas blau, weil es das Blau gerade nicht in sich behält. Es ist nicht nach dem benannt, was es besitzt, sondern nach dem, was es verströmt. Nur in dem Maße, in dem wir den Modus des Habens bzw. des Nichtseins abbauen (das heißt aufhören, Sicherheit und Identität zu suchen, indem wir uns an das anklammern, was wir haben, indem wir es »besitzen«, indem wir an unserem Ich und unserem Besitz festhalten), können wir uns dem Seinsmodus nähern. Um zu »sein«, müssen wir unsere Egozentrik und Selbstsucht aufgeben bzw. uns »arm« und »leer« machen, wie es viele Mystiker oft ausdrücken. Aber den meisten Menschen fällt es zu schwer, ihre Habenorientierung aufzugeben; jeder derartige Versuch erfüllt sie mit tiefer Angst; sie haben das Gefühl, auf jegliche Sicherheit zu verzichten, als würden sie ins Meer geworfen, ohne schwimmen zu können. Sie wissen nicht, dass sie erst dann beginnen können, ihre eigenen Fähigkeiten zu gebrauchen und aus eigener Kraft zu gehen, wenn sie die Krücken des Eigentums weggeworfen haben. Was sie zurückhält, ist die Illusion, dass sie nicht allein gehen könnten und zusammenbrechen würden, wenn ihr Besitz sie nicht stützte.

15. Aktivität (Sein) und Passivität (Haben)

Sein im oben beschriebenen Sinn impliziert die Fähigkeit zur Aktivität; Passivität schließt Sein aus. Die Worte »aktiv« und »passiv« gehören jedoch zu den missverständlichsten Begriffen, da sich ihre heutige Bedeutung grundlegend von jener unterscheidet, die sie in der klassischen Antike, im Mittelalter und in der Zeit nach der Renaissance hatten. Daraus folgt, dass wir zunächst die Begriffe der Aktivität und Passivität klären müssen, um den Begriff des Seins verstehen zu können. Im modernen Sprachgebrauch wird Aktivität gewöhnlich als Verhaltensweise definiert, bei der durch Aufwendung von Energie eine sichtbare Wirkung erzielt wird. So werden beispielsweise der Bauer, der sein Land bestellt, der Arbeiter am Fließband, der Vertreter, der den Kunden zum Kauf überredet, der Anleger, der Geld investiert, der Arzt, der seinen Patienten behandelt, der Postbeamte, der Briefmarken verkauft und der Bürokrat, der Akten ablegt, als aktiv bezeichnet. Einige dieser Tätigkeiten mögen mehr Interesse und Konzentration als andere erfordern; aber das ändert nichts in Bezug auf die »Aktivität«; Aktivität ist allgemein gesprochen *gesellschaftlich anerkanntes, zielgerichtetes Verhalten, das entsprechende gesellschaftlich nützliche Veränderungen bewirkt*. Aktivität im modernen Sinn bezieht sich nur auf Verhalten, nicht auf die Person, die sich in einer bestimmten Weise verhält. Es wird nicht differenziert, ob ein Mensch aktiv ist, weil er wie ein Sklave durch äußere Mächte dazu gezwungen wird, oder weil er wie ein von Angst getriebener Mensch unter innerem Druck steht. Es ist gleichgültig, ob er an seiner Arbeit interessiert ist wie ein Zimmermann oder ein kreativer Schriftsteller, ein Wissenschaftler oder ein Gärtner, oder ob er keine innere Beziehung zu seiner Tätigkeit hat und keine Befriedigung durch sie erfährt wie der Arbeiter am Fließband und der Postangestellte. Aktivität im modernen Sinn unterscheidet nicht zwischen *Aktivität* und bloßer *Geschäftigkeit*. Es gibt aber einen grundlegenden Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Aktivität, der dem ähnelt, den man zwischen »entfremdeter« und »nicht entfremdeter« Tätigkeit machen würde. In der entfremdeten Aktivität erlebe ich mich nicht als aktives Subjekt meines Handelns, sondern erfahre das *Resultat* meiner Tätigkeit, und zwar als etwas »da drüben«, das von mir getrennt ist und über mir bzw. gegen mich steht. Im Grunde handle nicht *ich*; innere oder äußere Kräfte handeln *durch mich*. Ich bin vom Ergebnis meiner Aktivität getrennt worden.

Der deutlichste Fall entfremdeter Aktivität ist im psycho-pathologischen Bereich die zwangsneurotische Persönlichkeit. Sie steht unter dem inneren Drang, etwas gegen den eigenen Willen zu tun - Stufen zu zählen, bestimmte Redewendungen zu wiederholen, gewisse private Rituale zu vollziehen. Sie kann bei der Verfolgung eines Zieles äußerst »aktiv« sein, aber sie wird dabei, wie psychoanalytische Untersuchungen überzeugend gezeigt haben, von einer inneren Macht angetrieben, deren sie sich nicht bewusst ist. Ein ebenso eindeutiges Beispiel entfremdeter Aktivität ist das posthypnotische Verhalten. Ein Mensch, dem in der hypnotischen Trance ein bestimmter Befehl erteilt wurde, führt diesen nach dem Erwachen aus, ohne sich bewusst zu sein, dass er nicht aus *eigenem* Entschluss handelt, sondern den Anweisungen des Hypnotiseurs gehorcht. Bei nichtentfremdeter Aktivität erlebe ich *mich* als handelndes *Subjekt*. Nichtentfremdete Aktivität ist ein Prozess des Gebarens und Hervorbringens, wobei die Beziehung zu meinem Produkt aufrechterhalten bleibt. Dies impliziert auch, dass meine Aktivität eine Manifestation meiner Kräfte und Fähigkeiten ist, dass ich eins bin mit meiner Aktivität. Diese nicht entfremdete Aktivität bezeichne ich als *produktive Aktivität*. »Produktiv« im hier gebrauchten Sinn bezieht sich nicht auf die Fähigkeit, etwas Neues oder Originales zu schaffen, es ist nicht gleichbedeutend mit der Kreativität eines Künstlers oder Wissenschaftlers; es geht hier weniger um das Produkt meiner Aktivität als vielmehr um deren *Qualität*. Ein Gemälde oder eine wissenschaftliche Abhandlung können sehr unproduktiv, d. h. steril sein; andererseits kann der Prozess, der in einem Menschen vor sich geht, der sich seiner selbst zutiefst bewusst ist, oder der einen Baum wirklich »sieht«, statt ihn bloß anzuschauen, oder der ein Gedicht liest und die Gefühle nachempfindet, die der Dichter in Worten ausgedrückt hat, produktiv sein, obwohl nichts »geschaffen« wird; produktive Arbeit bezeichnet den Zustand innerer Beteiligung, sie muss nicht notwendigerweise mit der Hervorbringung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Werkes bzw. von etwas »Nützlichem« verbunden sein. Produktivität ist eine Charaktereigenschaft, die in jedem Menschen vorhanden ist, der nicht emotional verkrüppelt ist. Der produktive Mensch erweckt alles zum Leben, was er berührt. Er gibt seinen eigenen Fähigkeiten Leben und schenkt anderen Menschen und Dingen Leben. Sowohl »Aktivität« als auch »Passivität« können zwei völlig verschiedene Bedeutungen haben. Entfremdete Aktivität im Sinne bloßer Geschäftigkeit ist in Wirklichkeit »Passivität«, d. h. Unproduktivität. Hingegen kann Passivität im Sinne von Nichtgeschäftigkeit nichtentfremdete Aktivität sein. Dies ist heute so schwer zu verstehen, weil die meisten Arten von Aktivität entfremdete »Passivität« sind, während produktive Passivität selten erlebt wird.

Das Kapital repräsentiert dagegen für Marx das Angehäufte, das Vergangene und in letzter Konsequenz das Tote (*Grundrisse*). Man kann die affektive Brisanz, die der Kampf zwischen Arbeit und Kapital für Marx hatte, nicht voll verstehen, wenn man sich nicht vor Augen hält, dass es für ihn der Kampf zwischen Lebendigkeit und Totsein, Gegenwart und Vergangenheit, Menschen und Dingen, Sein und Haben war. Für Marx lautete die Frage: Wer soll über wen herrschen? Soll das Leben die Toten, oder sollen die Toten das Leben beherrschen? Der Sozialismus stellte für ihn eine

Gesellschaft dar, in der das Leben über die Toten gesiegt hatte. Marx' ganze Kritik am Kapitalismus und seine Vision vom Sozialismus wurzelt in der Überzeugung, dass menschliche »Selbsttätigkeit« im kapitalistischen System gelähmt ist, und dass das Ziel darin besteht, dem Menschen seine volle Menschlichkeit wiederzugeben, indem man diese Selbsttätigkeit in allen Bereichen des Lebens wiederherstellt. Trotz einiger Formulierungen, die nur aus der Zeit heraus verstanden werden können, besonders was den Einfluss der klassischen Ökonomien betrifft, ist das Klischee, dass Marx ein Determinist gewesen sei, der die Menschen zu passiven Objekten der Geschichte und der Wirtschaft stempelte und sie ihrer Aktivität beraubte, das genaue Gegenteil seiner Überzeugungen, wie jeder bestätigen wird, der mehr von Marx gelesen hat als einige aus dem Zusammenhang gerissene Sätze. Marx' Ansichten könnten nicht klarer formuliert werden als in seiner eigenen Feststellung (in *Die heilige Familie*), wenn er schreibt: *»Die Geschichte tut nichts, sie besitzt keinen ungeheuren Reichtum, sie kämpft keine Kämpfe! Es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche, lebendige Mensch, der alle tut, besitzt und kämpft; es ist nicht etwa die Geschichte, die den Menschen zum Mittel braucht, um ihre - als ob sie eine aparte Person wäre - Zwecke durchzuarbeiten, sondern sie ist nichts als die Tätigkeit des seine Zwecke verfolgenden Menschen.«* Von den Denkern des zwanzigsten Jahrhunderts hat niemand den passiven Charakter der heutigen Aktivität klarer gesehen als Albert Schweitzer, der in seiner Studie über *Verfall und Wiederaufbau der Kultur* den modernen Menschen als »unfrei«, »unvollständig«, unkonzentriert, »pathologisch abhängig« und »absolut passiv« charakterisierte.

16. Sein als Realität

Ich habe bisher die Bedeutung des Seins beschrieben, indem ich es dem Haben gegenüberstellte. Doch ein zweiter, ebenso wichtiger Sinngehalt des Seins wird deutlich, wenn man es mit dem *Schein* vergleicht. Wenn ich gütig erscheine, meine Güte aber nur eine Maske ist, hinter der ich meine ausbeuterischen Absichten verberge; wenn ich mutig erscheine, in Wirklichkeit aber bloß äußerst eitel oder vielleicht gar lebensmüde bin; wenn ich mein Land zu lieben scheine, de facto aber meine selbstsüchtigen Interessen fördere - dann steht der äußere Anschein in krassem Widerspruch zu den tatsächlichen Kräften, die mich motivieren. Mein Verhalten entspricht nicht meinem Charakter. Meine Charakterstruktur, die wirkliche Motivation meines Verhaltens, stellt mein wahres Sein dar. Mein Verhalten kann teilweise mein Sein reflektieren, aber gewöhnlich ist es eine Maske, die ich trage, weil sie zur Erreichung meiner Ziele nützlich ist. Die Verhaltenswissenschaft beschäftigt sich mit dieser Maske, als wäre sie eine verlässliche wissenschaftliche Gegebenheit; die wahre Einsicht konzentriert sich auf die innere Realität, die gewöhnlich weder bewusst noch unmittelbar beobachtbar ist. Diese Konzeption des Seins als »Demaskierung«, wie Eckhart es nennt, spielt eine zentrale Rolle im Denken von Spinoza und Marx.

Was verdrängt wird, sind frühkindliche - und, wie ich glaube, auch später entstehende - Strebungen und Ängste; der Weg zur Heilung von Symptomen bzw. einer allgemeineren Lebensunlust (malaise) besteht in der Freilegung des verdrängten Materials. Mit anderen Worten, was verdrängt wird, sind die irrationalen, infantilen und individuellen Erlebnisse. Andererseits wurden die vom sogenannten gesunden Menschenverstand geprägten Meinungen des normalen, d. h. gesellschaftlich angepassten Bürgers für rational und keiner Tiefenanalyse bedürftig gehalten. Diese Annahme ist jedoch falsch. Unsere bewussten Motivationen, Ideen und Überzeugungen sind eine Mischung aus falschen Informationen, Vorurteilen, irrationalen Leidenschaften, Rationalisierungen und Voreingenommenheit, in der einige Brocken Wahrheit schwimmen, die uns die (freilich falsche) Gewissheit geben, dass die ganze Mischung real und wahr sei. Unser Denkprozess ist bestrebt, diesen ganzen Pfuhl voller Illusionen nach den Gesetzen der Logik und Plausibilität zu organisieren. Von dieser Bewußtseinsebene nehmen wir an, dass sie die Realität reflektiere; sie ist die Landkarte, nach der wir uns im Leben orientieren. Diese falsche Landkarte wird nicht verdrängt. *Was verdrängt wird, ist das Wissen von der Realität, das Wissen von der Wahrheit.* Wenn wir also fragen: *Was ist unbewußt?* muss die Antwort lauten: Nicht nur die irrationalen Leidenschaften, sondern fast unser ganzes Wissen von der Realität. Das Unbewußte ist letztlich von der Gesellschaft in zweifacher Weise determiniert: sie schafft die irrationalen Leidenschaften und versorgt gleichzeitig ihre Mitglieder mit verschiedenen Fiktionen und macht dadurch die Wahrheit zum Gefangenen der angeblichen Rationalität. Wenn wir behaupten, die Wahrheit werde verdrängt, dann gehen wir natürlich von der Voraussetzung aus, dass wir die Wahrheit wissen und dieses Wissen verdrängen; mit anderen Worten, dass wir über »unbewusstes Wissen« verfügen. Meine psychoanalytischen Erfahrungen - sowohl in Bezug auf andere als auch auf mich selbst - zeigen mir, dass dies in der Tat zutrifft. Wir nehmen die Realität wahr, ob wir wollen oder nicht. Ebenso wie unsere Sinne so organisiert sind, dass sie mit Seh-, Hör-, Geruchs- und Tastempfindungen reagieren, wenn sie mit der Realität konfrontiert werden, so ist auch unsere Vernunft so organisiert, dass sie die Realität erkennt, das heißt die Dinge so sieht, wie sie wirklich sind, kurz, dass sie die Wahrheit erfasst. Ich spreche natürlich nicht von dem Teil der Realität, der nur mit Hilfe wissenschaftlicher Instrumente und Methoden erkannt werden kann. Ich beziehe mich auf das, was durch konzentriertes »Sehen« begreifbar ist, speziell die psychische Realität - unsere und die der anderen. Wir wissen, wenn wir einem gefährlichen Menschen begegnen, oder einem Menschen, dem wir voll vertrauen können. Wir wissen, wenn wir belegen oder ausgebeutet oder zum Narren gehalten werden, wenn wir uns selbst in die Tasche gelogen haben. Wir wissen fast alles Wesentliche über das menschliche Verhalten, so wie unsere Vorfahren erstaunlich viel über die Bahnen der Gestirne wussten. Doch während sie sich ihres Wissens *bewusst* waren und es anwandten, verdrängen wir unser Wissen sofort, denn wenn es bewusst bliebe, würde unser Leben zu schwierig werden und - so reden wir uns ein - zu »gefährlich« sein. Zeugnisse für diese Behauptung sind leicht zu finden. In vielen Träumen zum Beispiel, in denen wir eine tiefe Einsicht in das Wesen anderer Menschen (und unser eigenes) zeigen, die uns im Wachzustand völlig zu fehlen scheint. (Beispiele solcher »Einsichtsträume« habe ich in *Märchen, Mythen und Träume* angeführt.)

Ein weiteres Beispiel sind die Einsichten, die uns einen Menschen plötzlich in völlig anderem Licht erscheinen lassen als bisher, wobei wir das Gefühl haben, als hätten wir dies im Grunde schon längst gewusst. Zeugnisse finden wir auch in den Phänomenen des Widerstandes, wenn die schmerzhaft Wahrheit ans Licht zu kommen droht: in Versprechern, in ungeschickten Formulierungen, im Zustand der Trance oder in Augenblicken, wenn jemand etwas gleichsam wie beiseite sagt, das allem widerspricht, was er immer zu glauben behauptete, und diese Bemerkung im nächsten Augenblick vergessen zu haben scheint. In der Tat verwenden wir einen großen Teil unserer Energie darauf, vor uns selbst zu verbergen, was wir wissen; das Ausmaß dieses verdrängten Wissens ist kaum zu überschätzen. Im Talmud gibt es eine Legende, die dieses Konzept der Verdrängung der Wahrheit in dichterischer Form ausdrückt: Wenn ein Kind zur Welt

kommt, berührt ein Engel seine Stirn, damit es die Wahrheit vergisst, die es im Augenblick der Geburt weiß. Würde das Kind sie nicht vergessen, wäre das spätere Leben unerträglich. Kehren wir zu unserer Hauptthese zurück: das Sein bezieht sich auf die Wirklichkeit im Gegensatz zum verfälschenden, illusionären Bild. In diesem Sinn bedeutet jeder Versuch, den Bereich des Seins auszuweiten, vermehrte Einsicht in die Realität des eigenen Selbst, der anderen und unserer Umwelt. Die ethischen Hauptziele der jüdischen und der christlichen Religion - die Überwindung der Habsucht und des Hasses - können nicht erreicht werden, ohne ein weiteres Moment heranzuziehen, das für den Buddhismus von zentraler Bedeutung ist, obwohl es auch im Judentum und im Christentum eine Rolle spielt: Zum Sein gelangt man, wenn man durch die Oberfläche dringt und die Realität erfasst.

17. Der Wille zu geben, zu teilen und zu opfern

Die Bereitschaft zu schenken manifestiert sich in jedem, der wirklich liebt. »Falsche Liebe«, das heißt Egoismus zu zweit, macht die Menschen noch selbstsüchtiger (und das ist oft genug der Fall). Wahre Liebe vermehrt die Fähigkeit zu lieben und anderen etwas zu geben. In der Liebe zu einem bestimmten Menschen liebt der wahre Liebende die ganze Welt. Im Gegensatz dazu gibt es nicht wenige Menschen, hauptsächlich jüngere, die den Luxus und die Selbstsucht nicht ertragen können, die sie in ihren wohlhabenden Familien umgibt. Ganz im Gegensatz zu den Erwartungen ihrer Eltern, die meinen, dass ihre Kinder »alles haben, was sie sich wünschen« rebellieren diese gegen ihr totes und isoliertes Leben. Denn in Wirklichkeit haben sie »nicht alles, was sie sich wünschen« und sie sehnen sich nach dem, was sie nicht haben.

Bemerkenswerte Beispiele solchen Verhaltens lieferten in der Vergangenheit die Söhne und Töchter der Oberschicht des Römischen Reiches, die sich der Religion der Armut und Liebe verschrieben; ein anderes ist der Buddha, der als Prinz aufwuchs und dem jedes Vergnügen und jeder Luxus zur Verfügung standen, die er sich nur wünschen konnte, der aber entdeckte, dass Haben und Konsumieren unglücklich machen. Ein Beispiel aus der neueren Geschichte (2. Hälfte des 19. Jahrhunderts) sind die Söhne und Töchter der russischen Oberklasse, die Narodniki. Außerstände, das Leben des Müßiggangs und der Ungerechtigkeit zu ertragen, in das sie hineingeboren wurden, verließen diese jungen Menschen ihre Familien und schlossen sich den armen Bauern an, lebten mit ihnen und bereiteten auf diese Weise den Boden für den revolutionären Kampf in Russland. Ein ähnliches Phänomen ist unter den Söhnen und Töchtern der begüterten Schicht in den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik zu beobachten, denen das Leben in ihrer luxuriösen Wohlhabenheit langweilig und sinnlos erscheint. Vor allem aber finden sie die Gleichgültigkeit der Welt gegenüber den Armen ebenso unerträglich wie das allmähliche Zutreiben auf den atomaren Krieg aus egoistischen Motiven. Deshalb lösen sie sich aus ihrer häuslichen Umgebung und suchen nach einem neuen Lebensstil - ohne befriedigendes Resultat, denn konstruktive Bemühungen scheinen keine Chance zu haben. Viele von ihnen zählten ursprünglich zu den sensibelsten und idealistischsten ihrer Generation, da es ihnen aber an Tradition, Reife, Erfahrung und politischer Einsicht fehlt, sind viele inzwischen verzweifelt, überschätzen in narzisstischer Verblendung ihre eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten und versuchen mit Hilfe von Gewalt das Unmögliche zu erreichen. Sie haben sich zu sogenannten revolutionären Gruppen zusammengeschlossen und möchten die Welt durch Akte des Terrors und der Zerstörung retten, ohne einzusehen, dass sie lediglich die allgemeine Tendenz zu Gewalt und Inhumanität verstärken. Sie haben ihre Liebesfähigkeit verloren und sie durch den Wunsch ersetzt, ihr Leben zu opfern. (Selbstaufopferung erscheint häufig Menschen als Lösung, die ein leidenschaftliches Verlangen haben, zu lieben, denen aber die Fähigkeit zu lieben fehlt oder verlorengegangen ist, und die die Opferung ihres eigenen Lebens als den höchsten Ausdruck ihrer Liebesfähigkeit erfahren.) Aber diese zur Selbstaufopferung entschlossenen jungen Menschen unterscheiden sich sehr wesentlich von den *liebenden Märtyrern*, die leben wollen, weil sie das Leben lieben, und die den Tod nur akzeptieren, um sich nicht selbst zu verraten. Unsere zur Zerstörung und Selbstaufopferung bereiten jungen Frauen und Männer sind Angeklagte, aber sie sind auch Ankläger, da sie Beispiele dafür sind, dass in unserer Gesellschaftsordnung manche unserer besten jungen Menschen so in Isolation und Hoffnungslosigkeit geraten, dass kein anderer Weg aus ihrer Verzweiflung herausführt als Fanatismus und Zerstörung.

Das menschliche Verlangen, ein Gefühl des Einsseins mit anderen zu erleben, wurzelt in den Existenzbedingungen der Spezies Mensch und stellt eine der stärksten Antriebskräfte des menschlichen Verhaltens dar. Durch die Kombination von minimaler instinktiver Determinierung und maximaler Entwicklung der geistigen Fähigkeiten haben wir Menschen unsere ursprüngliche Einheit mit der Natur verloren. Um uns nicht vollkommen isoliert zu fühlen (und damit dem Wahnsinn preisgegeben zu sein) müssen wir ein neues Gefühl des Einsseins - mit unseren Mitmenschen und mit der Natur - entwickeln. Dieses menschliche Bedürfnis nach dem Einswerden mit anderen wird auf vielfache Weise erlebt: in der Bindung an die Mutter, an ein Idol, an den Stamm, die Nation, die (eigene) Klasse, die Religion, eine Studentenverbindung, die Berufsorganisation. Diese Bindungen überschneiden sich natürlich vielfach und nehmen gelegentlich ekstatische Formen an, wie bei den Mitgliedern religiöser Sekten, einem Lynchmob oder den Exzessen nationaler Hysterie im Krieg. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam es zu einem der dramatischsten Fälle einer irrationalen Eruption des Verlangens nach Einssein. Über Nacht gaben Menschen lebenslange Überzeugungen wie Pazifismus, Antimilitarismus oder Sozialismus auf; Wissenschaftler warfen ihre jahrzehntelange Schulung in Objektivität, kritischem Denken und Unparteilichkeit über Bord, um an diesem großen *Wir*-Gefühl teilzuhaben. Das Verlangen, mit anderen eins zu sein, manifestiert sich sowohl in den niedrigsten Verhaltensweisen, in Akten des Sadismus und der Zerstörung, als auch in den höchsten: in Solidarität aufgrund eines Ideals oder einer Überzeugung. Es ist auch die Hauptantriebsfeder des Bedürfnisses, sich anzupassen: die Angst, zum Außenseiter zu werden, ist noch größer als die Angst vor dem Tode. Entscheidend für jede Gesellschaft ist die *Art* von Einheitserlebnis und von Solidarität, die sie fördert bzw. unter den gegebenen Bedingungen ihrer sozioökonomischen Struktur fördern *kann*. Diese Überlegungen lassen den Schluss zu, dass beide Tendenzen im Menschen vorhanden sind: die eine, zu *haben* - zu besitzen -, eine Kraft, die letztlich

ihre Stärke dem biologisch gegebenen Wunsch nach Überleben verdankt; die andere, zu *sein* - die Bereitschaft, zu teilen, zu geben und zu opfern, die ihre Stärke den spezifischen Bedingungen der menschlichen Existenz verdankt, speziell in dem eingeborenen Bedürfnis durch Einssein mit anderen die eigene Isolierung zu überwinden. Aus der Existenz dieser beiden gegensätzlichen Anlagen in jedem Menschen ergibt sich, dass die Gesellschaftsstruktur und deren Werte und Normen darüber entscheiden, welche von beiden dominant wird. Gesellschaften, die das Besitzstreben und damit den Habenmodus der Existenz begünstigen, basieren auf dem einen menschlichen Potential; Gesellschaften, die das Sein und Teilen fördern, wurzeln in dem anderen. Wir müssen uns entscheiden, welches dieser beiden Potentiale wir kultivieren wollen, uns dabei aber bewusst sein, dass unsere Entscheidung weitgehend von der sozioökonomischen Struktur der jeweiligen Gesellschaft abhängt, die uns die eine oder die andere Lösung bevorzugen lässt. Aufgrund meiner Beobachtungen von Gruppenverhalten neige ich zu der Annahme, dass die beiden Extreme, die den tief verwurzelten und kaum noch änderbaren Haben- oder Seinstypus repräsentieren, eine kleine Minderheit bilden, und dass in der überwältigenden Mehrheit aller Menschen beide Möglichkeiten real vorhanden sind; welche hervortritt und welche verdrängt wird, hängt von Umweltfaktoren ab.

Diese meine Annahme widerspricht dem verbreiteten psychoanalytischen Dogma, dass die Umwelt zwar im Säuglingsalter und in der frühen Kindheit entscheidenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung habe, dass jedoch nach dieser Periode der Charakter fixiert und durch äußere Einwirkung kaum veränderbar sei. Dieses psychoanalytische Dogma konnte so populär werden, weil die Grundbedingungen der Kindheit bei den meisten Menschen auch in den späteren Lebensjahren fortbestehen, da sich ihre gesellschaftliche Situation ja im Allgemeinen nicht verändert. Es gibt jedoch zahlreiche Fälle, in denen ein drastischer Wechsel der Umwelt tiefgreifende Veränderungen des Verhaltens bewirkte; das bedeutet: wenn die negativen Anlagen nicht mehr gefördert werden, wachsen und gedeihen die positiven Kräfte. Fassen wir zusammen: Die Häufigkeit und Intensität des Wunsches, zu geben, zu teilen und zu opfern, ist nicht überraschend, wenn wir uns die Existenzbedingungen der Spezies Mensch vor Augen halten. Überraschend ist vielmehr, dass dieses menschliche Bedürfnis so stark verdrängt werden konnte, dass Akte des Eigennutzes in der Industriegesellschaft (und in vielen anderen Kulturen) schließlich zur Regel und Akte der Solidarität zur Ausnahme wurden. Aber paradoxerweise lässt sich gerade dieses Phänomen auf das Bedürfnis nach Einssein zurückführen. Eine Gesellschaft, die auf den Prinzipien Erwerb-Profit-Eigentum basiert, bringt einen besitzorientierten sozialen Charakter hervor, und sobald das vorherrschende Verhaltensmuster etabliert ist, will niemand ein Außenseiter oder gar ein Ausgestoßener sein; um diesem Risiko zu entgehen, passt sich jeder der Mehrheit an, die durch nichts anderes miteinander verbunden ist als durch ihren gegenseitigen Antagonismus. Infolge der vorherrschenden Mentalität der Selbstsucht meinen die Machthaber unserer Gesellschaft, man könne die Menschen nur durch materielle Vorteile, das heißt durch Belohnungen, motivieren, und Appelle an die Solidarität und Opferbereitschaft würden kein Gehör finden. Deshalb erfolgen solche Aufrufe außer in Kriegszeiten selten und man lässt sich die Chance entgehen, sich durch die positiven Ergebnisse eines Besseren belehren zu lassen. Nur eine von Grund auf veränderte sozioökonomische Struktur und ein völlig anderes Bild der menschlichen Natur könnten zeigen, dass Bestechung nicht die einzige (oder die beste) Möglichkeit ist, um Menschen zu beeinflussen.

18. Freude und Vergnügen

Was ist Vergnügen? Obwohl das Wort auf verschiedene Weise verwendet wird, könnte man es dem üblichen Sprachgebrauch folgend am besten als Befriedigung eines Verlangens definieren, zu der es nicht unbedingt der Aktivität (im Sinne von Lebendigkeit) bedarf. Ein solches Vergnügen kann äußerst intensiv sein: das Vergnügen, gesellschaftlichen Erfolg zu haben, mehr Geld zu verdienen, in der Lotterie zu gewinnen, das konventionelle sexuelle Vergnügen, nach »Herzenslust« zu essen, ein Rennen zu gewinnen, der euphorische Zustand, der durch Alkohol, Drogen oder Trance entsteht, das Vergnügen, seinen Sadismus zu befriedigen oder sein Verlangen, zu töten oder Lebendiges zu zerstückeln. Um reich und berühmt zu werden, ist es freilich notwendig, sehr aktiv im Sinne von geschäftig zu sein, nicht aber im Sinne von »innerer Geburt«. Hat man sein Ziel erreicht, so empfindet man vielleicht Erregung oder »intensive Befriedigung«, man glaubt, am »Gipfel« zu sein. Am Gipfel wovon? Vielleicht auf einem Gipfel der Erregung, der Befriedigung oder eines tranceähnlichen oder orgiastischen Zustandes. In diesen Zustand wurde man jedoch durch Leidenschaften getrieben, die zwar menschlich, aber dennoch insofern pathologisch sind, als sie nicht zu einer wirklich adäquaten Lösung der menschlichen Problematik führen und den Menschen nicht stärken und wachsen lassen, sondern ihn im Gegenteil früher oder später verkrüppeln. Vergnügungen und Nervenkitzel hinterlassen ein Gefühl der Traurigkeit, wenn der Höhepunkt überschritten ist. Denn die Erregung wurde ausgekostet, aber das Gefäß ist nicht gewachsen. Die inneren Kräfte haben nicht zugenommen. Man hat versucht, die Langeweile unproduktiver Beschäftigung zu durchbrechen, es ist einem gelungen, für einen Augenblick alle Energien auf ein Ziel zu konzentrieren - außer Vernunft und Liebe; man wollte ein Übermensch werden, ohne ein Mensch zu sein. Im Augenblick des Triumphs glaubt man, sein Ziel erreicht zu haben - aber auf den Triumph folgt tiefe Niedergeschlagenheit, weil man erkennen muss, dass sich im eigenen Inneren nichts geändert hat. Der alte Satz »nach dem Koitus ist das Tier traurig« (*Post coitum animal triste est*) drückt das gleiche Phänomen in Bezug auf lieblosen Sex aus - ebenfalls ein mit starker Erregung verbundenes Gipfelerlebnis und daher enttäuschend, sobald es vorüber ist. Freude fühlt man nur, wenn physische Intimität gleichzeitig die Intimität des Liebens ist.

19. Hier und Jetzt – Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft

Der Seinsmodus existiert nur im *hic et nunc*, dem »Hier und Jetzt«, und nicht in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Im Habenmodus ist der Mensch an das gebunden, was er in der *Vergangenheit* angehäuft hat: Geld, Land, Ruhm, sozialen Status, Wissen, Kinder, Erinnerungen. Er denkt über die Vergangenheit nach und versucht zu fühlen, indem er sich an vergangene Gefühle (oder was er dafür hält) *erinnert* (das ist das Wesen der Sentimentalität). Er *ist* die Vergangenheit. Er kann sagen: »Ich bin, was ich war.« *Zukunft* ist die Vorwegnahme dessen, was Vergangenheit werden wird; ebenso wie die Vergangenheit wird sie im Habenmodus erlebt. Das kommt in der Redewendung »das ist ein Mann, der eine Zukunft *hat*« zum Ausdruck. Damit meint man, dass er viele Dinge *haben* wird, obwohl er sie jetzt noch nicht hat. Der Werbespruch von Ford: »Sie haben einen Ford in Ihrer Zukunft« betont das *Haben* in der Zukunft, so wie man bei vielen Termingeschäften Waren in der Zukunft kauft oder verkauft. Das fundamentale Erlebnis des Habens ist dasselbe, ob es sich um Vergangenheit oder Zukunft handelt.

Die *Gegenwart* ist der Punkt, an dem Vergangenheit und Zukunft aufeinandertreffen, eine Grenzstation in der Zeit, aber qualitativ nicht anders als die beiden Reiche, die sie miteinander verbindet. Das Sein steht nicht notwendigerweise außerhalb der Zeit, aber die Zeit ist nicht die Dimension, die das Sein beherrscht. Der Maler ringt mit Farbe, Leinwand und Pinsel, der Bildhauer mit Stein und Meißel, doch der schöpferische Akt, ihre »Vision« des Werkes, das sie erschaffen, transzendiert die Zeit. Diese Vision ist das Werk eines Augenblicks, oder vieler Augenblicke, aber »Zeit« wird in der Vision nicht erlebt. Das gleiche gilt für den Denker. Die Niederschrift seiner Gedanken erfolgt in der Zeit, aber ihre Konzeption ist ein schöpferisches Ereignis außerhalb der Zeit. Und dasselbe trifft für jede Manifestation des Seins zu. Das Erlebnis des Liebens, der Freude, des Erfassens einer Wahrheit geschieht nicht in der Zeit, sondern im Hier und Jetzt. Das *Hier und Jetzt ist Ewigkeit*, d. h. Zeitlosigkeit; Ewigkeit ist nicht, wie oft fälschlich angenommen wird, die ins Unendliche verlängerte Zeit. Eine wichtige Einschränkung muss jedoch hinsichtlich dessen, was über das Verhältnis zur Vergangenheit gesagt wurde, gemacht werden: Meine Bemerkungen bezogen sich auf das Erinnern, das Nachdenken und Grübeln über die Vergangenheit; für eine solche Haben-Mentalität ist die Vergangenheit tot. Aber man kann die Vergangenheit auch zum Leben erwecken. Man kann eine Situation der Vergangenheit mit der gleichen Frische erleben, als geschehe sie im Hier und Jetzt; das heißt, man kann die Vergangenheit wiedererschaffen, ins Leben zurückrufen (die Toten auferstehen lassen, symbolisch gesprochen). Soweit einem dies gelingt, hört die Vergangenheit auf, vergangen zu sein, sie *ist* das Hier und Jetzt.

Auch die Zukunft kann man erleben, als sei sie das Hier und Jetzt. Dies geschieht, wenn ein künftiger Zustand im eigenen Bewusstsein so vollkommen vorweggenommen wird, dass es sich nur noch »objektiv«, d. h. als äußeres Faktum, nicht aber um das subjektive Erleben der Zukunft handelt. Solcherart ist die Natur des echten utopischen Denkens (im Gegensatz zum utopischen Tagträumen); dies ist aber auch die Basis echten Glaubens, der nicht der äußeren Realisierung in der »Zukunft« bedarf, um das Erlebnis real werden zu lassen. Die ganze Konzeption von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, d. h. der Zeit, ist wegen unserer körperlichen Existenz unvermeidbar: die begrenzte Lebensdauer, die konstanten Bedürfnisse des Körpers, der versorgt werden muss, die physische Welt, die wir in ihrem So-sein benützen müssen, um uns zu erhalten. Natürlich kann der Mensch nicht in der Ewigkeit leben; da er sterblich ist, kann er der Zeit nicht entfliehen. Der Rhythmus von Nacht und Tag, Schlafen und Wachen, von Wachsen und Altern, die Notwendigkeit, uns durch Arbeit am Leben zu erhalten und uns zu verteidigen - alle diese Faktoren zwingen uns, die Zeit zu *respektieren*, wenn wir leben wollen - und unser Körper zwingt uns leben zu wollen. Im Seinsmodus respektieren wir die Zeit, aber wir unterwerfen uns ihr nicht. Aber der Respekt wird zur *Unterwerfung* unter die Zeit, wenn der Habenmodus vorherrscht. In dieser Existenzform sind nicht nur die Dinge »Dinge«, sondern alles Lebendige wird zum Ding. Im Seinsmodus ist die Zeit entthront; sie ist nicht länger der Tyrann, der unser Leben beherrscht. In der industriellen Gesellschaft ist alles dem Diktat der Zeit unterworfen. Die heutige Produktionsweise erfordert, für jeden Handgriff eine bestimmte Zeitspanne vorzusehen. Nicht nur die Arbeit am Fließband, in weniger krudem Sinn die meisten unserer Tätigkeiten werden von der Uhr geregelt. Die Maschine muss maximal genutzt werden und zwingt daher den Menschen ihren eigenen Rhythmus auf. Durch die Maschine ist die Zeit zur Beherrscherin des Menschen geworden. Nur in seiner Freizeit scheint der Mensch eine gewisse Wahl zu haben. Doch gewöhnlich organisiert er seine Freizeit genauso wie seine Arbeit; oder er rebelliert gegen den Tyrannen Zeit durch völlige Faulheit, indem er nichts anderes tut als die Forderungen der Zeit zu missachten und die Illusion von Freiheit zu nähren, während er in Wirklichkeit nur für einen Sonntag dem Zeitgefängnis entronnen ist.

20. Angst vor dem Sterben

Die Anleitung zum Sterben ist in der Tat dieselbe wie die Anleitung zum Leben. Je mehr man sich des Verlangens nach Besitz in allen seinen Formen und besonders seiner Ichbezogenheit entledigt, umso geringer ist die Angst vor dem Sterben, da man nichts zu verlieren hat.